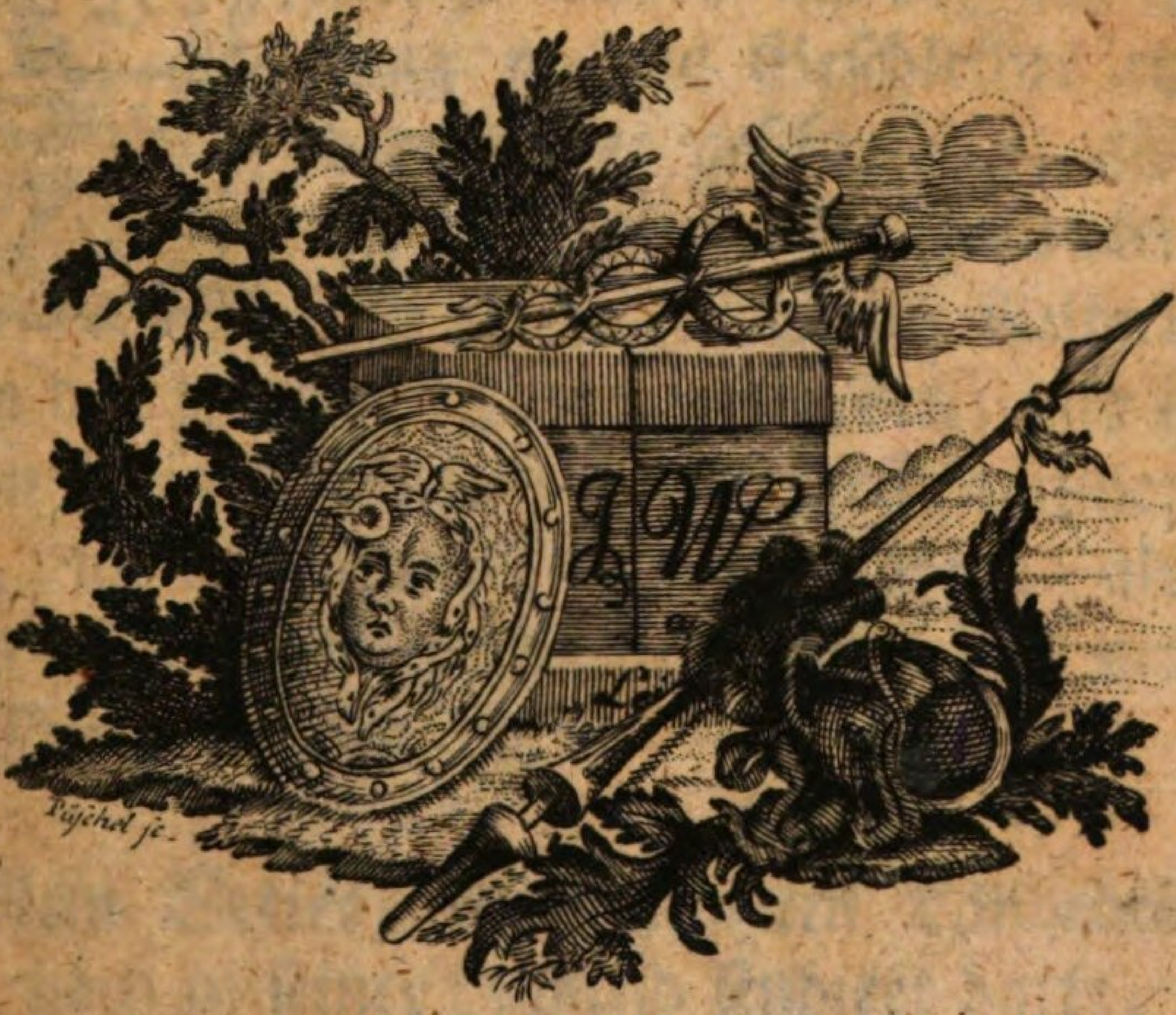
Leben
der
Schwediſchen Gräfinn
von G***

Erſter Theil.



Mit Röm. Kaiſ. Königl. Poln. u. Churfl. Sächſ. auch Königl. Preuß. und Churfl. Brandenb. allergnäd. Privilegien.

Leipzig,
bey Johann Wendler. 1763.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſter Theil.

Vielleicht würde ich bey der Erzählung meines Geſchlechts eben ſo beredt oder geſchwätzig, als andre, ſeyn, wenn ich anders viel zu ſagen wüßte. Meine Aeltern ſind mir in den zarteſten Jahren geſtorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländiſchen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtſchaffner Mann geweſen iſt, und wenig Mittel beſeſſen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in ſeiner Jugend ſtudiret hatte, nahm mich nach meines Vaters Tode zu ſich auf ſein Landgut, und erzog mich bis in mein ſechzehntes

Jahr. Ich habe die Worte nicht vergeſſen können, die er einmal zu ſeiner Gemahlinn ſagte, als ſie ihn fragte, wie er es künftig mit meiner Erziehung wollte gehalten wiſſen. Vormittage, fieng er an, ſoll das Fräulein als ein Mann, und Nachmittage als eine Frau erzogen werden. Meine Muhme hatte mich ſehr lieb, zumal weil ſie keine Tochter hatte, und ſie ſah es gar nicht gern, daß ich, wie ihre jungen Herren die Sprachen und andre Pedantereyen, wie ſie zu reden pflegte, erlernen ſollte. Sie hätte mich dieſer Mühe gern überhoben; Allein ihr Gemahl wollte nicht. Fürchten ſie ſich nicht, ſprach er zu ihr, das Fräulein lernt gewiß nicht zu viel. Sie ſoll nur klug und gar nicht gelehrt werden. Reich iſt ſie nicht, alſo wird ſie niemand als ein vernünftiger Mann nehmen. Und wenn ſie dieſem gefallen, und das Leben leicht machen helfen ſoll: ſo muß ſie klug, geſittet und geſchickt werden. Dieſer rechtſchaffene Mann hat keine Koſten an mir geſparet; und ich würde gewiß noch etliche Jahre eher vernünftig geworden ſeyn, wenn ſeine Frau einige Jahre eher geſtorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirthſchaftsſachen gar nicht unwiſſend gelaſſen; allein ſie ſetzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer ſolchen Galanterie in den Kopf, bey der man ſehr glücklich eine ſtolze Närrinn werden kann. Ich war freylich damals noch nicht alt; allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unſer Geſchlecht recht ver-

ſehn

ſehn zu ſeyn ſcheint. Aber zu meinem Glücke ſtarb meine Frau Baſe, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich deſto ſorgfäl⸗tiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöſchen, welche ihr Umgang und ihr Bey⸗ſpiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Na⸗tur ein gutes Herz, und er durfte alſo nicht ſowohl wider meine Neigungen ſtreiten, als ſie nur er⸗muntern. Er lieh mir ſeinen Verſtand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von ſolchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf die⸗jenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er ſah, daß ich wußte, wie ſchön ich war; um de⸗ſto mehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menſchen kennen, und an ſolchen Eigenſchaften einen Geſchmack finden, die mehr durch einen ge⸗heimen Beyfall der Vernunft und des Gewiſſens, als durch eine allgemeine Bewunderung belohnet werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefſinnige Philoſophie mit mir durchgieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine ver⸗nünftige Art bey, und überführte mich von den groſ⸗ſen Vortheilen der Tugend, welche ſie uns in je⸗dem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode, und nach dieſem Leben bringt. Er hatte die Ge⸗ſchicklichkeit, mir alle dieſe Wahrheiten nicht ſo wohl in das Gedächtniß, als in den Verſtand zu prägen. Und dieſen Begriffen, die er mir bey⸗

brachte, habe ichs bey reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beſchwerliche Bürde, ſondern als die angenehmſte Gefährtinn betrachtet habe, die uns die Reiſe durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn ſie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unſern Verſtand eben ſo vortrefflich aufklären kann, als ſie unſer Herz verbeſſert. Und viele Leute würden mehr Verſtand zu den ordentlichen Geſchäften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geſchärft worden. Ich durfte meinem Vetter nichts auf ſein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verſtand waren, ſo lange zu zweifeln, bis ich mehr Einſicht bekommen würde. Mit einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Geſellſchaft prahlen, oder wenn es hochkömmt, unſere Ehrbegierde einige Zeit ſtillen, ſondern die von dem Verſtande in das Herz dringt, und uns geſittet, liebreich, großmüthig, gelaſſen und im Stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders thun, als beweiſen, daß mein Vetter ſeine guten Abſichten ſehr ſchlecht bey mir erreicht hätte, wenn ich mir alle dieſe ſchönen Eigenſchaften beylegen, und ſie als meinen Charakter den Leſern aufdringen wollte. Es wird am beſten ſeyn, wenn ich mich weder lobe noch tadle, und es auf die Gerechtigkeit der Leſer ankommen laſſe, was ſie ſich aus mei-

meiner Geſchichte für einen Begriff von meiner Gmüthsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch ſo aufrichtig beſtimmte, daß ich doch dem Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe einer ſtolzen Demuth, nicht würde entgehen können.

Ich war ſechzehn Jahre alt, da ich an den Schwediſchen Grafen von G. verheirathet wurde. Mit dieſer Heirath gieng es folgender maſſen zu. Der Graf hatte in dem Liefländiſchen Güter, und zwar lagen ſie nahe an meines Vetters Ritterſitze. Das Jahr vor meiner Heirath hatte der Graf nebſt ſeinem Vater eine Reiſe aus Schweden auf dieſe Güter gethan. Er hatte mich etlichemal bey meinem Vetter geſehen und geſprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu beſtreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich alſo auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu feſſeln, der ſehr reich, ſehr wohlgebildet, angeſehen bey Hofe, ſchon ein Obriſter über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzeßinn willkommen war? Doch daß ich ihm nicht habe gefallen wollen, iſt unſtreitig mein Glück geweſen. Ich that gelaſſen und frey gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf ſein Herz machte, an ſtatt daß ich vielleicht ein gezwungnes und ängſtliches Weſen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte koſtbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen

ſehr wohl; allein ſo ſehr ich mir ihn heimlich wünſchen mochte: ſo hielt ichs doch für unmöglich, ihn zu beſitzen.

Nach einem Jahre ſchrieb er an mich, und der ganze Innhalt ſeines Briefes beſtund darinne, ob ich mich entſchließen könnte ſeine Gemahlinn zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeſchreiblich angenehm, und die großmüthige Art, mit der er mirs anboth, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewiſſe Art, einem zu ſagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd iſt. Der Verſtand thut nicht viel dabey, ſondern das Herz redet meiſtens allein. Vielleicht wird man das, was ich ſagen will, am beſten aus ſeinem Briefe ſelber erkennen:

Mein Fräulein,

Ich liebe Sie. Erſchrecken Sie nicht über dieſes Bekenntniß, oder wenn Sie ja über die Dreiſtigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erſchrecken müſſen: ſo bedenken Sie, ob dieſer Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit ſeyn kann. Laſſen Sie mich ausreden, liebſtes Fräulein. Doch was ſoll ich ſagen? Ich liebe Sie; dieß iſt es alles. Und ich habe Sie von dem erſten Augenblicke an geliebet, da ich ſie vor einem Jahre geſehen und geſprochen habe. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemüht habe, Sie zu vergeſſen, weil es die Umſtände in meinem Vater=

terlande verlangten; aber alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von ihren Verdienſten vollkommner zu überzeugen. Iſt es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum ſollte Ihnen die Liebe eines Menſchen zuwider ſeyn, deſſen Freundſchaft Sie ſich haben gefallen laſſen. Aber werden Sie es auch gelaſſen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen, ob Sie mir Ihre Liebe ſchenken, ob Sie mir als meine Gemahlinn nach Schweden folgen wollen? Sie ſind zu großmüthig, als daß Sie eine Frage unbeantwortet laſſen ſollten, von deren Entſcheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach liebſte Freundinn, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Ueberlegen Sie, was Sie, ohne den geringſten Zwang ſich anzuthun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen Sie ſeine größten Verdienſte ſucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich laſſe Ihnen zu Ihrem Entſchluſſe ſo viel Zeit, als Sie verlangen. Doch ſage ich Ihnen zugleich, daß mir jeder Augenblick zu lang werden wird, bis ich mein Schickſal erfahre. Wie inſtändig müßte ich Sie nicht um Ihre Liebe bitten, wenn ich bloß meiner Empfindung und meinen Wünſchen folgen wollte! Aber nein, es liegt mir gar zu viel an Ihrer Liebe,

als daß ich ſie einem andern Bewegungsgrunde, als Ihrer freyen Einwilligung, zu danken haben wollte. So entſetzlich mir eine unglückliche Nachricht ſeyn wird; ſo wenig wird ſie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deßwegen ein liebenswürdiges Fräulein haſſen können, weil ſie nicht Urſachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu ſchenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortfahren, Sie, meine Freundinn, hochzuſchätzen, und mich über mich ſelbſt beklagen. Wie ſauer wird es mir, dieſen Brief zu ſchlieſſen! wie gern ſagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre geringſte Miene bey meinem Bekentniſſe Achtung gebe, aus Begierde etwas vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl. Ach liebſtes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten?

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geſchrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünſchen, daß ich ſagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorgieng. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieſes Bekenntniß vielen von meinen Leſerinnen vorkommen! Sie werden mich deßwegen wohl gar für einfältig halten, oder ſich einbilden, daß ich weder ſchön, noch empfindlich geweſen bin, weil ich in meinem ſechzehnten Jahre nicht wenigſtens ein

Du=

Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme oder zu meiner Schande gereichen: ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannsperſonen umgegangen war. Nunmehr aber fieng mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich ſtand, da war er bey mir. Es war nichts ſchöners, nichts vollkommeners, als er. Ich wünſchte nichts als ihn. Ich fieng oft mit ihm an zu reden. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkoſungen, und ich weigerte mich mit einer verſchämten Art, ſie anzunehmen. Vielen wird dieſes lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden. Eine Unſchuldige, eine recht zärtliche Braut iſt in der That eine Creatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erſtaunen betrachten kann. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihre Mienen, alles wird zu einem Verräther ihres Herzens, ie ſorgfältiger ſie es verbergen will. Ich aß und trank bey nahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabey. Ich ſage es im Ernſte, daß ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reizender, als ich zuvor geweſen war.

Mein Vetter machte ſich nunmehr mit mir auf die Reiſe nach Schweden. Es begleiteten mich

mich verſchiedne junge Herren und Fräuleins einige Meilen, und der Abſchied von ihnen ward mir gar nicht ſauer. Unſre Reiſe gieng glücklich von ſtatten; und es iſt mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das Geringſte begegnet, außer daß mir jeder Augenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam alſo, wie ich geſagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf ſich darüber gar nicht verwundern. Damals wußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber wußte ichs. Eine Perſon wird gemeiniglich in unſern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, wenn wir ſehen, daß ſie uns liebt. Und wenn ſie auch keine beſondern Vorzüge hätte: ſo iſt ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochſchätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in andern? Und wo würde die Beſtändigkeit in der Liebe herkommen, wenn ſie nicht von unſerm eigenen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die erſinnlichſten Liebkoſungen; und ich glaube nicht, daß man glückſeliger ſeyn kann, als ich an ſeiner Seite war. Unſer Beylager wurde ohne Gepränge, mit einem Worte, ſehr ſtill, aber gewiß ſehr vergnügt voll-

zogen. Manches Fräulein wird dieſe beiden Stücke nicht zuſammen reimen können. Dem zu gefallen muß ich eine kleine Beſchreibung von meinem Beylager machen. Ich war etwan acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reiſe wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unſerer Vermählung zu beſtimmen. Ich verſicherte ihn, daß ich die Ehre, ſeine Gemahlinn zu heiſſen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer ſeyn, als der, den er ſelber dazu ernennen würde. Wir ſetzten, ohne uns weiter zu berathſchlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entſchloſſen wäre, heute ſeine Gemahlinn zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergeſchlagnen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kuſſe. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgeſuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortrefflich in dieſem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er iſt nach ihrem Körper gemacht, und ſie machen ihn ſchön. Ich dächte, ſie legten heute keinen andern Staat an. Wenn ich ihnen gefalle, mein lieber Graf, verſetzte ich: ſo bin ich ſchön genug angeputzt. Ich war alſo in meinem Brautſtaat, ohne daß ichs ſelber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichſte mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und ſpielte eine halbe Stunde, und ſang auf Verlangen meines Grafen und meines eigenen Herzens

dazu. Auf dieſe Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen (denn die Mutter war ſchon lange geſtorben, und die einzige Schweſter auch) kam nebſt meinem Vetter zu uns. Sie ſtatteten ihren Glückwunſch ab, und ſagten, daß der Prieſter ſchon zugegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward ſehr bald vollzogen, und wir ſetzten uns zur Tafel, nämlich wir viere und der Prieſter. Die Tafel war etwan mit ſechs oder acht Gerichten beſetzt. Dieſes waren die Anſtalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armſelig vorkommen. Gleichwohl war ich ſehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder beſſer zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig ſeyn, weil mich nichts von dem rauſchenden Lärmen ſtörte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfeſten zur Qual der Vermählten zu ſeyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir ſpazieren, und zwar zu dem Herrn R = = der meinen Gemahl auf ſeinen Reiſen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinen Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte dieſen Mann ungemein. Hier bringe ich ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlinn. Ich habe mich heute mit ihr trauen laſſen. Iſt es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählet? Sie ſollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen ſeyn; kommen ſie, und begleiten ſie uns wieder zurück. Wir fuhren alſo in ſeiner Geſellſchaft wieder auf unſer Landgut zurück, ohne

uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verſtrich eben ſo vergnügt, als der Mittag.

Itzt wundere ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beſchrieben habe. Er ſah bräunlich im Geſichte aus, und hatte ein Paar ſo feurige und blitzende Augen, daß ſie einem eine kleine Furcht einjagten, wenn man ſie allein betrachtete. Doch ſeine übrige Geſichtsbildung wußte dieſes Feuer ſo geſchickt zu dämpfen, daß nichts als Großmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus ſeinen Mienen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachſen. Ich will ihn nicht weiter abſchildern. Man verderbt durch die genaue Beſchreibungen oft das Bild, das man ſeinen Leſern von einer ſchönen Perſon machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der ſchönſte Mann.

Nicht lange nach unſerer Vermählung mußte mein Gemahl zu ſeinem Regimente. Sein Vater, der bey einem hohen Alter noch munter und der angenehmſte Mann war, wollte mir die Abweſenheit meines Gemahls erträglich machen, und reiſete mit mir auf ſeine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine ſehr junge und ſchöne Frau an, die man für die Wittwe des Oberaufſehers der Güter ausgab. Die Frau hatte ſo viel reizendes an ſich, und ſo viel gefälliges und leutſeliges in ihrem Umgange, daß ich ihr auf den erſten Anblick gewogen, und in kurzer Zeit ihre Freundinn

ward.

ward. Ich bat, ſie ſollte mich wieder zurück beglei-ten, und bey mir leben. Sie ſollte nicht meine Be-diente, ſondern meine gute Freundinn ſeyn. Und wenn ſie nicht länger bey mir bleiben wollte, ſo wollte ich ihr eine anſehnliche Verſorgung ſchaf-fen. Sie nahm dieſen Antrag mit Thränen an, und ſchützte bald ihren kleinen Sohn, bald die Luſt zu einem ſtillen Leben vor, warum ſie mir nicht folgen könnte. Sie gieng mir indeſſen nicht von der Seite, und bezeigte ſo viel Ehrerbietung und Liebe gegen mich, daß ich ſie hundertmal bat, mir zu ſagen, womit ich ihr dienen könnte. Al-lein ſie ſchlug alle Anerbietungen recht großmü-thig aus, und verlangte nichts, als meine Gewo-genheit. Der alte Graf wollte wieder fort, und indem mich die junge Wittwe an den Wagen be-gleitete: ſo ſah ich ein Kind in dem unterſten Ge-bäude des Hofes am Fenſter ſtehen. Ich fragte, wem dieſes Kind wäre? Die gute Frau kam vor Schrecken ganz außer ſich. Sie hatte mich be-redt, daß ihr Sohn unlängſt die Blattern gehabt hätte. Und damit ich mich nicht fürchten ſollte: ſo hatte ſie mir ihn bey meinem Daſeyn, ungeach-tet meines Bittens, nicht wollen ſehen laſſen. Al-lein ich ſahe, daß dieſem Knaben nichts fehlte, und ich ließ nicht nach, bis man ihn vor mich brachte. Hilf Himmel! wie entſetzte ich mich, als ich in ſeinem Geſichte das Ebenbild meines Ge-mahls antraf. Ich konnte kein Wort zu dem Kinde reden. Ich küßte es, umarmte zugleich

ſeine Mutter, und ſetzte mich den Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte meine Beſtürzung, und entdeckte mir mit einer liebreichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimniß. Die Frau, ſprach er, die ſie geſehen haben, iſt die ehemalige Geliebte ihres Gemahls. Und wenn ſie dieſes Geſtändniß beleidiget, ſo zürnen ſie nicht ſo wohl auf meinen Sohn, als auf mich. Ich bin an der Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend auf mit einer beſondern Art erzogen, die ihnen in manchen Stücken ausſchweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht ſo wohl ſeinen Vater, als ſeinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verſchwieg. Daher geſtund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tauſend Thorheiten abzuziehen, ehe er ſie begieng, oder doch, ehe er ſich daran gewöhnete. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reiſen ſchickte, daß er ein gewiſſes Frauenzimmer vom bürgerlichen Stande liebte, welches meine Schweſter als eine Wayſe ſehr jung zu ſich genommen, und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit beſäß, in der Geſellſchaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen laſſen. Mein Sohn hatte mir aus dieſer Liebe nie ein Geheimniß gemacht. Er bat mich, da er ſeine Reiſen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieſes Frauenzimmer, als ſeine gute Freundinn, mitzunehmen. Kurz, ich war

entweder zu ſchwach, ihm dieſe Bitte abzuſchlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausſchweifungen der Jugend durch ihre Geſellſchaft abzuhalten. Und dieſes iſt eben das Frauenzimmer, das ſie itzt geſehen, und nach der gemeinen Rede für eine Wittwe gehalten haben. Sie beſitzt ſehr gute Eigenſchaften, und ich habe ihr zehntauſend Thaler ausgeſetzt, damit ſie heyrathen kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas gewiſſes zu ſeiner Erziehung beſtimmt. Und wenn ihnen dieſe Frau gefährlich ſcheint: ſo will ich ſie binnen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter ſchicken, und ihr daſelbſt alle mögliche Verſorgung verſchaffen.

Man glaube ja nicht, daß ich die ehmalige Geliebte meines Gemahls zu haſſen anfieng. Nein, ich liebte ſie, und die Liebe beſänftigte die Eiferſucht. Ich bat, daß er ſie mit einer anſtändigen Heyrath verſorgen, und ſie entfernen möchte. Bey unſerer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl ſchon an. So ſehr ich von der Gewißheit ſeiner Liebe verſichert war: ſo konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltſinnigkeiten nöthigte, ein Geheimniß aus mir heraus zu locken, das mein Herz nicht umſonſt entdecket haben wollte. Er erſchrack, und beklagte ſich über die Unvorſichtigkeit ſeines Vaters, daß er mich an einen Ort geführet hätte, der un=

unſrer Zärtlichkeit ſo nachtheilig ſeyn könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daß man dieſes Frauenzimmer nebſt ihrem Sohne entfernen, und alles, was ſie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen ſollte. Dieſes geſchah auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von ſeiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieſer Sache auch nur einen Augenblick zu haſſen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht frey ſprechen will.

Er geſtund mir, daß er dieſes Frauenzimmer gewiß zu ſeiner Gemahlinn erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der That verdiente ſie dieſes Glück ſo wohl, als ich. Ich ſah bey nahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adlich gebohren war. Und wie geringe iſt dieſer Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte ſich gar nicht aus Leichtſinn ergeben. Die Ehe war der Preis geweſen, für den ſie ihm ihr Herz und ſich überlaſſen hatte. Der Vater des Grafen hätte die Liebe und die Wahl ſeines Sohnes gebilliget. Sie kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit ſeiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das ſich unter ſolchen Umſtänden in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden, als Vorwürfe. Mein Gemahl

erzählte mir einen Umſtand, der Carolinens Werth, ſo will ich ſeine Geliebte künftig nennen, ſehr verſchönert. So bald ſie geſehen, daß er die Einwilligung, ſich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhalten können, ohne dabey ſein Glück in Gefahr zu ſetzen, und die Gnade des Hofes zu verlieren: ſo hatte ſie ſich des Rechts auf ſein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen ſeines großmüthigen Innhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf,

Ich höre, daß man Ihnen den Entſchluß, mich für Ihre Gemahlinn zu erklären, ſehr ſauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weis, daß Sie mich lieben, und daß Sie eben ſo viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als es mich Mühe koſtet, meine Anſprüche auf das edelſte und großmüthigſte Herz fahren zu laſſen. Doch wenn ich einmal meinen Grafen verlieren ſoll: ſo will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebſter Graf, ich opfere Ihrem Glücke und Ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und vergeſſe das ſchmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlinn zu werden, auf ewig. Sie ſind frey, und können ſich zu einer Wahl entſchlieſſen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur ſehe, daß

Sie glücklich wählen, und die Zufriedenheit an der Seite Ihrer Gemahlinn erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verſchaffen wollen. Dieſes iſt, wie der Himmel weis, mein größter Wunſch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines ſolchen Wunſches, als daß man Sie liebt! Ich mache Ihnen nicht den geringſten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen ſtünde. Ich werde mich auch nie über mich ſelbſt beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung geweſen, daß Sie mich einſt öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen alſo bey aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken meiner Liebe wird mir allemal die größte Beruhigung geben; ſo traurig auch mein künftiges Schickſal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie ſich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundinn. Dieſe Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und laſſen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweiſen, wo ich nebſt meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entſchluſſe, Ihnen zu beweiſen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens großmüthigem Entſchluſſe hatte ichs alſo zu danken, daß mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte ſich nach dieſem Briefe nicht mehr, als noch einmal, von ihm ſprechen laſſen, und ſich ſo gleich auf das Landgut begeben, wo ich ſie antraf. Er verſicherte mich, daß er ſie ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen, und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreiſe nach Liefland noch einmal zu ſprechen, wenn es der Wohlſtand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte ſeine Bemühungen, mir zu gefallen; und der Himmel weis, daß er der liebenswürdigſte Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und geſittet geweſen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringſte von dem Rohen und Wilden an ſich genommen, das dieſer Lebensart ſonſt eigen zu ſeyn pflegt. Er war die Gutheit und Menſchenliebe ſelbſt, und dennoch ward er im ganzen Hauſe ſo gefürchtet, daß der kleinſte Wink an ſeine Leute die Wirkung des nachdrücklichſten Befehls that. Er ſchien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich mir etwas abzuſchlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieſer zärtlichen Unterthänigkeit wußte er ſich bey mir in einer gewiſſen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bey aller meiner Herrſchaft nicht

ſo wohl meinen Willen, als vielmehr ſein Verlangen in Gedanken zu Rathe zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichſte Mann in ſeinen Geſchäften, und band ſich doch ſelten an die Zeit. Er arbeitete, ſo bald er ſich geſchickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete ſo lange fort, als er ſich in dieſer Verfaſſung merkte. Allein er ließ auch von ſeinen Verrichtungen nach, ſo bald als er keine Luſt mehr dazu verſpürete. Daher war er ſtets munter, weil er ſich niemals zu ſehr ermüdete, und hatte ſtets Zeit zu den Vergnügungen übrig, weil er die Zeit niemals mit vergebnen Bemühungen zu arbeiten verſchwendete. Er hatte eine ſehr ſchöne Bibliothek auf ſeinen Reiſen geſammlet. Ich verſtund Franzöſiſch, und etwas Latein und Italiäniſch. Der Bücherſaal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meines Gemahls der angenehmſte Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die theils hiſtoriſch, theils witzig, theils moraliſch waren, die ſchönſten Stellen vor, und brachte mir ſeinen guten Geſchmack unvermerkt bey. Und ob ichs gleich nicht allemal ſagen konnte, warum eine Sache ſchön, oder nicht ſchön war: ſo war doch meine Empfindung ſo getreu, daß ſie mich ſelten betrog. Unſere Ehe ſelbſt war nichts, als Liebe, und unſer Leben nichts, als Vergnügen. Wir hatten faſt niemanden zu unſerm Umgange, als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und un-

unſer alter Vater uns alle beide. Dieſer Mann von ſiebenzig Jahren vertrat die Stelle von ſechs Perſonen. Seine Erfahrung in der Welt, ſeine brauchbare Gelehrſamkeit und ſein zufriednes und redliches Herz machten ihn ſtets munter und belebt in ſeinen Geſpräcken. Ich kann ſagen, daß ich dieſen Greis in drey Jahren faſt keine Stunde unruhig geſehen habe; denn ſo viele Jahre waren in meiner Ehe verſtrichen, als er ſtarb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieſes Mannes! Er bekam ſieben Tage vor ſeinem Tode Schwulſt in den Beinen. Dieſe trat immer weiter, und er ſah mit jedem Tage ſein Ende näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauern würde. Wahrſcheinlicher Weiſe, antwortete dieſer, über drey Tage nicht. Recht gut, verſetzte der alte Graf. Gott ſey gedankt, daß meine Wallfahrt ſo glücklich abgelaufen iſt! Alſo habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenſchaft geben ſoll? Ich werde ſie nicht beſſer anwenden können, als wenn ich durch meine Freudigkeit den Meinigen ein Beyſpiel gebe, wie leicht und glückſelig man ſtirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat. Er ließ darauf alle ſeine Bedienten zuſammen kommen. Er rühmte ihre Treue, und bat ſie, als ein Vater, daß ſie die Tugend ſtets vor Augen haben ſollten. Ich, fieng er an, bin euer Herr und Aufſeher geweſen, Der Tod hebt dieſen Unterſchied auf, und ich gehe

in eine Welt, wo ihr ſo viel, als ich ſeyn werdet, und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben ſo viel Glück erhalten werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder! Wer mich lieb hat, und mir vor meinem Tode noch ein Vergnügen machen will, der verſpreche mir mit der Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will. Er befahl darauf, jedwedem eine gewiſſe Summe Geldes auszutheilen. Er ließ dieſen und den folgenden Tag die meiſten von ſeinen Unterthanen zu ſich kommen, und redete mit ihnen eben ſo, wie mit ſeinen Bedienten. Wem er Geld zu ſeiner Nahrung vorgeſtrecket hatte, dem erließ ers; und alle durften ſich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war ſehr klein; denn er hatte ſeine Wohlthaten und ſeine Vorſorge gegen die Unterthanen nicht bis an ſein Ende verſparet. Man kann ſich die Wehmuth dieſer Leute leicht vorſtellen. Ein ieder beweinte in ihm den Verluſt eines Vaters. Nach dieſer Verrichtung fragte der ſterbende Graf, ob noch iemand in ſeinem Hauſe wäre, der nicht Abſchied von ihm genommen hätte. Ich ſagte ihm, daß ich niemanden wüßte, außer die Soldaten, die mein Gemahl bey ſich hätte. Auch dieſe, ſagte er, ſind mir liebe Leute. Sie brauchen am meiſten den Tod kennen zu lernen, weil ſie ihn vor andern unvermuthet gewärtig ſeyn müſſen. Laßt ſie herein kommen. Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerſchrockenheit

aus den Augen ſah. Der alte Graf redete ſie liebreich an, und er hatte kaum angefangen, ſo weinten dieſe dem Anſcheine nach ſo beherzte und barbariſche Männer, wie die Kinder. Er fragte ſie, wie lange ſie gedienet hätten. Sie hatten faſt alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. O, fieng der Graf an, ihr verdient, daß ihr die Ruhe des Lebens ſchmeckt, weil ihr die Unruhe ſo lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abſchied ertheilen. Und ihr ſollt euch in meinem Dorfe niederlaſſen, und ſo lange ihr lebet, noch ſo viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt. Einer von dieſen Leuten hat nachdem meinem Gemahle einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet.

Die Nacht vor ſeinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doctor noch einmal um die Zeit ſeines Todes, und er hörte mit der größten Standhaftigkeit, daß er kaum vier und zwanzig Stunden noch auf der Welt ſeyn würde. Er forderte darauf zu eſſen. Er aß, und ließ ſich auch ein Glas Wein reichen. Gütiger Gott! fieng er an, es ſchmeckt mir bey meinem Ende noch ſo gut, als es mir vor funfzig Jahren geſchmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt: ſo würden meine Gefäße zu dieſer Erquickung nicht mehr geſchickt ſeyn. Nun, fuhr er fort, will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen. Er ſchlief drey Stunden. Alsdenn rief er mich, und bat, ich

ſollte

ſollte ihm aus ſeinem Schreibetiſche ein gewiſſes Manuſcript holen. Dieſes war ein Verzeichniß ſeines Lebens ſeit vierzig Jahren. Und dieſes mußte ich ihm bis zu anbrechendem Tage vorleſen. Als wir fertig waren, ſo that er das brünſtigſte Gebet zu Gott, und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen laſſen, auf eine ganz entzückende Weiſe, und bat, daß er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgeſtrebt, möchte vollkommen erreichen laſſen. Er ließ ſeinen Sohn rufen, nahm uns beide in die Arme, und fieng an zu weinen. Dieſes, ſagte er, ſind ſeit vierzig und mehr Jahren die erſten Thränen, die ich vergieße. Sie ſind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtſamkeit, ſondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abſchied von euch ſehr erträglich. Liebt getreu, und genießt das Leben, das uns die Vorſehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geſchenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen ſollte, wenn unſre Ehe fruchtbar ſeyn würde. Und in eben der Bemühung, auch ſeine Nachkommen durch eine weiſe Vorſorge noch glücklich zu machen, ſtarb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unſerm Landgute.

End=

Endlich erhielt mein Gemahl Befehl am Hofe zu erſcheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bey Hofe angekommen: ſo ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es ſchien, niemand ſchöner, niemand geſchickter und vollkommner, als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem ſüſſen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir ſelber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marſche, und ich mußte zurück bleiben. Es hieß, ich ſollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu ſehen bekam. Ich hatte meine ganze Philoſophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und ſeinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwieſen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und ſchöne Frau, die den Hof zum erſtenmale ſah.

Ein gewiſſer Prinz von S = =, der bey Hofe alles galt, der ſchon eine Gemahlinn, und unſtreitig nicht die erlaubteſten Abſichten gegen mich hatte, ſuchte ſich die Abweſenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu ſagen, die ich verabſcheute. Dennoch

noch wußte ich der Ehrerbietung, die er ſtets mit untermengte, nicht genug zu widerſtehen. Ich war ſo treu, als man ſeyn kann; allein vielleicht nicht ſtrenge genug in dem äußerlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkoſungen; doch bey der erſten Freyheit, die er ſich heraus nahm, ſagte ich zu ihm: Erlauben ſie mir, daß ich es ihrer Gemahlinn darf melden laſſen, daß ſie bey mir ſind, damit ſie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie iſt ſchon in den Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, iſt auch bey mir, wenn er gleich im Felde iſt. Darauf machte er mir ein froſtig Compliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieſer Herr war, wird die Folge ausweiſen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach ſeiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieſes war die erſte Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unſer Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Urſache der erlittenen Ungnade, und bat ihn tauſend mal um Vergebung. Ich bin ſehr wohl, ſprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren ſie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es voraus geſehen, daß ihnen der Hof gefährlich ſeyn würde. Ich konnte mir einbilden, daß man

ſie bewundern, und daß ihr Herz der Verſuchung der Lobſprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den erſten Augenblick widerſtehen würde. Die erlittene Ungnade iſt nichts, als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unſerm Landgute ſo ruhig und zärtlich, als iemals. Und damit wir den Verluſt unſers klugen Vaters deſto weniger fühlten: ſo nahm mein Gemahl ſeinen ehemaligen Reiſegefährten, den Herrn R = =, zu ſich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer groſſen Geſellſchaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war ſtumm und unbelebt, wenn er viel Leute ſah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Perſonen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Beleſenheit war auſſerordentlich, und ſeine Beſcheidenheit eben ſo groß. Er war in der Tugend und Freundſchaft ſtrenge bis zum Eigenſinne. So traurig ſeine Mine ausſah, ſo gelaſſen und zufrieden war er doch. Er ſchlug kein Vergnügen aus; allein es ſchien, als ob er ſich nicht ſo wohl an den Ergötzlichkeiten ſelbſt, als vielmehr an dem Vergnügen beluſtigte, das die Ergötzlichkeiten andern machten. Sein Verlangen war, alle Menſchen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu ſehen. Daher konnte er die großen Geſellſchaften nicht leiden, weil er ſo viel Zwang, ſo viel unna-

türliche Höflichkeiten und ſo viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen ſeinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenſtellen faſt gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren ſeine ärgſten Feinde. Und er glaubte, daß dieſe Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freygeiſter. Einem geringen Manne diente er mit größern Freuden, als einem vornehmen. Und wenn man ihn um die Urſache fragte, ſo ſagte er: ich fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und durch eine reiche Belohnung mich zu einem Laſtträger ſeiner Meynungen, und zu einem Beförderer ſeiner Affekten erkaufen wollen. Er hatte einen geſchickten Bedienten, der ihm aber des Tages nicht mehr, als etliche Stunden aufwarten durfte. Als er ſeinen Herrn in unſrer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu thun hätte; ſo ſagte er: denkt ihr denn, daß ihr bloß meinetwegen und meiner Kleider und Wäſche wegen in der Welt ſeyd? Wollt ihr denn ſo unwiſſend ſterben, als ihr gebohren ſeyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, ſo ſetzt euch hin, und überlegt, was ein Menſch iſt: ſo werden euch Beſchäftigungen genug einfallen. Er gab ihm verſchiedene Bücher zu leſen. Und wenn er ihn auskleidete: ſo mußte er ihm allemal ſagen, wie er den Tag zugebracht hätte. Wer ſich ſchämt, ſagte er, einen Menſchen vernünftig und tugendhaft zu machen,

weil er geringe iſt, der verdient nicht, ein Menſch zu ſeyn. Mein Gemahl liebte den Herrn R = =, als ſeinen Bruder, und wir beſchloſſen niemals etwas wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen.

Um dieſe Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marſche, weil Schweden mit der Krone Pohlen in einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr gieng mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß vertheidigen ſollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und faſt alle ſeine Mannſchaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S = =, der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieſer gefährlichen Unternehmung beſtimmt, um ihn zu ſtürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm Schuld, er hätte ſeine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgeſprochen. Gott, in welch Entſetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebſte Gemahlinn, lebt ewig wohl! Es hat der Vorſicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erſchrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt, als in einem guten Gewiſſen ſuchte. Gerechter Gott! Ich ſoll durch das Schwerdt ſterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vater-

terland geführet habe. Der Himmel weis, daß ich unſchuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen ſeyn, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S = =, den ihr durch eure Tugend beleidiget habet, iſt ohne Zweifel die Urſache meines gewaltſamen Todes. Vergebt es ihm, daß er euch euren Gemahl entreißt. Es iſt weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entriſſen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlinn, und betet, daß ich bey dem Anblicke meines Todes ſo beherzt ſeyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden ſind gefährlich. Wollte Gott, daß ſie tödtlich wären, und mich der Schmach entriſſen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu ſterben. In fünf Tagen ſoll mein Urtheil vollſtreckt werden. Nehmet von dem redlichen R = = in meinem Namen Abſchied. Er wird euch in eurem Unglück nicht verlaſſen. Ich habe den König in einem Bittſchreiben erſucht, daß er euch meine Güter laſſen ſoll; aber ich glaube nicht, daß es geſchehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daß ihr den Nachſtellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der fünfte Tag ſchon da wäre! O warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es iſt eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmal wohl, liebſte Gemahlinn. Ich fühle den Augenblick eine außerordentliche Schwachheit

in meinem Körper = = = Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daß er euch dieſen Brief zuſtellen läßt. Faßt euch. Ich Liebe euch ewig, und ich ſehe euch in der künftigen Welt gewiß wieder.

Meinen Schmerz über dieſe Nachricht kann ich nicht beſchreiben. Die Sprachen ſind nie ärmer, als wenn man die gewaltſamen Leidenſchaften der Liebe und des Schmerzens ausdrücken will. Ich habe alles geſagt, wenn ich geſtehe, daß ich etliche Tage ganz betäubt geweſen bin. Alle Troſtgründe der Religion und der Vernunft waren bey meiner Empfindung ungültig, und ſie vermehrten nur meine Wehmuth, weil ich ſah, daß ſie ſolche nicht beſänftigen konnten. Der angeſetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Thränen und Gebete zu, und fühlte den Stre ch mehr, als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen ſollte. Niemand ſtund mir in meinem Elende redlicher bey, als der Herr R = =. Er klagte und weinte mit mir, und erwarb ſich durch ſeine Traurigkeit den Vortheil, daß ich die Troſtgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfieng aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls, und brachte mir die Poſt, daß ſein Herr drey Tage vor dem Tage des Urtheils an ſeinen Wunden geſtorben wäre. Dieſe Nachricht ver=

vergnügte mich, ſo betrübt ſie war, doch unendlich. So iſt er denn, als ein Held, an ſeinen Wunden geſtorben? rief ich aus. So hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltſamen Tode, welche ärger, als der Tod ſelber ſind, nicht mit anſehn dürfen? Nunmehr bin ich ruhig. Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden beſtattet hätte. Er ſagte mir, daß dieſes gar nicht hätte geſchehen können, weil in der Nacht, da er geſtorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen, und das Bataillon, bey dem mein Gemahl gefangen geſeſſen, genöthiget hätten, ſich in der gröſten Eil und mit Verluſt zurückzuziehen. In eben dieſer Unordnung wäre er mit gewichen, und der Feldprediger von meines Gemahls Regimente hätte ihm Gelegenheit geſchafft, mit einem Detaſchement zu rückzugehen, und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte ſelbſt an mich geſchrieben, und mir in meines Gemahls Namen gerathen, Schweden ſo bald zu verlaſſen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder ſeiner Wolluſt weiter ausgeſetzt ſeyn möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unſerer Güter war, wie ich erfuhr, ſchon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entſchloß mich alſo zur Flucht, und bat den Herrn R = = Schweden mit mir zu verlaſſen. Wir gaben in unſerm

Hauſe eine Reiſe auf die andern Güter vor, und nahmen nichts, als die Chatoulle, in welcher etwan tauſend Ducaten waren, (denn mein Gemahl hatte ſein baares Vermögen der Krone vorgeſtreckt) nebſt dem Geſchmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeſchirr ließen wir im Stiche, und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts, und des Bedienten des Herrn R = = glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, daß man die Güter eingezogen, und daß man mir etliche Meilen hatte nachſetzen laſſen. Wir waren nunmehr in Liefland; allein ich war deswegen noch nicht ſicher. Der Prinz wollte mich in ſeiner Gewalt haben. Mein Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war todt, und ich wußte nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte ausſuchen ſollte. Mein getreuer Begleiter ſollte mein Rathgeber werden. Er ſchlug mir Holland vor, weil er in Amſterdam Freunde hatte, und er verſicherte mich, daß es mir an dieſem Orte gefallen würde. Hier können ſie ſich, ſagte er, ein Paar Jahre aufhalten, bis ſich die Umſtände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es ihnen, daß ſie durch Vorbitte mit der Zeit einen Theil von ihres Gemahls Vermögen zurück bekommen.

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Länder angenehmer, als mein Vaterland. Ich entſchloß mich

alſo, mit ihm nach Amſterdam zu gehen, und ich wünſchte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet, denn wir bildeten uns ein, daß ſie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R = = reiſete alſo dahin ab, um ſich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, ſo brachte mir der Reitknecht die Nachricht, daß er Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, geſehen, aber nicht geſprochen hätte. Ich ſchickte ihn fort, und binnen wenig Stunden ſah ich ſie zu meinem größten Vergnügen bey mir. Sie hatte binnen den acht Jahren, da ich ſie nicht geſehen, etwas von ihren äußerlichen Reizungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange verlohren. Ich erzählte ihr mein Schickſal, und fragte ſie, ob ſie mit mir nach Amſterdam gehen wollte. Sie vergoß tauſend Thränen über mein Unglück, und über die Liebe, die ich noch gegen ſie hatte. Sie verfahren, ſprach ſie, gar zu liebreich mit mir. Sie bezeigen mir die ſtärkſte Gewogenheit und hätten doch vielleicht Urſache mich zu haſſen. Ich halte es für mein größtes Unglück, daß ich ihnen nicht folgen kann; allein ich bin ſeit einem Jahre, denn ſo lange iſt es, daß ich mich von ihres Gemahls Gütern an dieſen Ort begeben habe, ſehr krank geweſen, und ſie werden mir es leicht anſehen, daß es mir unmöglich iſt, eine ſo weite Reiſe mit ihnen zu thun.

Indeſſen ſchwöre ich ihnen zu, daß mich, wofern ich wieder geſund werde, nichts in der Welt abhalten ſoll, ihnen nachzufolgen. Und damit ich ſie von der Gewißheit meines Verſprechens deſto ſtärker überführe: ſo will ich ihnen meinen Sohn mit geben, wenn er ihnen nicht zur Laſt wird. Er iſt bey mir. Ich habe mir für das Geld, das der Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und meines Kindes Erhaltung ausgeſetzet hat, ein kleines Landguth hier in dieſem Dorfe gekauft, und ich biete es ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, ſondern mit dem größten Vergnügen zu ihrem Eigenthume an. Wollte Gott! ſie blieben unerkannt bey mir, wie ruhig wollten wir nicht leben! Das Verlangen, ihnen zu dienen, ſollte mich wieder geſund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Ritterſitz zu begeben. Ich traf keinen Reichthum, keinen Ueberfluß da an; aber Ordnung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geſchmacke der Beſitzerinn zeugten. Ich fand eine Menge ſchöner Bücher in ihrer beſten Stube. Und ſie war ſo beſcheiden, daß ſie ſagte, ſie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daß ſie ihr ſelber zugehörten. Es waren faſt alle die Franzöſiſchen und Schwediſchen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errathen, wem ſie dieſen guten Geſchmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniß meines

Ge=

Gemahls. So bald ſie merkte, daß mirs in die Augen fiel: ſo überreichte ſie mirs zum Geſchenke, und geſtund mir, daß ſie es ſelber gemalet hätte; denn ſie konnte vortrefflich in Miniatür malen. Ich hielte es für eine Grauſamkeit, ſie um dieſes Andenken zu bringen. Darum bat ich ſie, das Bild noch einmal zu malen, und dieſes ſo lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein ſehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn ſchon in ſeinen zarteſten Jahren einem geſchickten Manne zur Aufſicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu ſich kommen laſſen, weil ſie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet. Sie geſtund mir zu gleicher Zeit, daß ſie von meinem verſtorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre mit ihr in Holland darnieder gekommen, und hätte ſie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, theils auf ſein Bitten, theils aus andern Urſachen zurück gelaſſen; dieſes Kind aber wäre in ſeinem ſechſten Jahre geſtorben, wie ihr Bruder geſchrieben hätte. Ich wollte wünſchen, fuhr ſie fort, daß ſie ihren Aufenthalt in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, ſo viel ich weis, iſt er nicht mehr in den beſten Umſtänden. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weis nicht, ob er ſich von ſeinem ſtarken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht?

Der Herr R = = kam unterdeſſen von ſeiner vergebenen Reiſe wieder. Es war Zeit, daß wir uns von einem Orte weg machten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgiengen, ſo ſtarb der Bediente des Herrn R = =, deſſen Verluſt uns nicht wenig daurete. Dieſer redliche Menſch gab ſeinem Herrn vor ſeinem Tode vier hundert Stück Ducaten. Dieſes Geld, ſagte er, habe ich in ihrem Dienſte und durch ihre Freygebigkeit geſammlet, und ich bin froh, daß ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer Güte, ihrem Unterrichte und ihrem Exempel habe ichs zu danken, daß ich itzt gelaſſen und freudig ſterben kann. Wenn ſie nur wieder einen Menſchen hätten, auf den ſie ſich verlaſſen könnten. So gewiß iſts, daß man auch den niedrigſten Menſchen edelmüthig machen kann, wenn man ihn nicht bloß als ſeinen Bedienten und Sclaven, ſondern als ein Geſchöpf anſieht, das unſerer Aufſicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Zwecke nebſt uns gebohren iſt.

Wir verließen nunmehr Carolinen, in Begleitung ihres Sohnes. Sie verſprach, ſo bald es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amſterdam an. Der Vetter des Herrn R = =, bey dem wir uns aufhalten wollten, war zwar geſtorben, doch lebte ſeine Tochter noch. Sie kannte den Herrn R = =, ſo bald ſie ihn ſah; denn er war, wie ich ſchon geſagt habe, mit meinem Gemahl ehe-

ehedem durch Holland gereiſet. Sie nahm uns ſehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienſtfertiger Mann. Ich entdeckte mich ihnen, und bat, daß ſie meinen Stand nicht allein verſchwiegen halten, ſondern ihn auch vergeſſen, und mich nicht mehr als eine Gräfinn, ſondern als eine unglückliche Freundinn betrachten möchten. Sie hatten von dem Schickſale meines Gemahls ſchon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenſchaften gehabt hätte, mich bey dieſen Leuten in Gewogenheit und Anſehn zu ſetzen: ſo war doch mein Unglück ſchon die beſte Empfehlung. Ja ich erfuhr, daß ein groſſes Unglück in den Gemüthern vieler Menſchen faſt eben die Wirkungen hervor bringt, welche ſonſt ein groſſes Glück zu verurſachen pflegt. Man ſchätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verlohren haben, und man macht unſern Unfall zu unſerm Verdienſte, ſo wie man oft unſer Glück, ob wir gleich nichts dazu beygetragen haben, als unſre Vollkommenheit anſieht. Mit einem Worte, dieſe Leute erwieſen mir, ehe ich ſie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hauſe zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr, als ein Paar Zimmer. Und damit ich dieſen gutthätigen Leuten nicht zur Laſt werden möchte: ſo entdeckte ich dem Herrn R = =, daß ich willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und das

Geld in die Handlung ſeiner Frau Muhme zu legen. Er ſagte, daß er es mit ſeinen vier hundert Ducaten, die ihm ſein Bedienter gegeben, ſchon alſo gemacht hätte. Mein dienſtwilliger Wirth verhandelte meine Juwelen für zwölf tauſend Thaler, und ſagte, daß er mir keine Intereſſen, ſondern den ordentlichen Gewinnſt davon abgeben wollte, der bey der Rechnung in ſeinem Handel auf dieſes Capital fallen würde. Ich bat ihn, daß er mir keine Rechnung ablegen, ſondern mich und meine beiden Reiſegefährten, an ſtatt der Intereſſen, erhalten ſollte. Ich lebte hier ſo ruhig, daß ich mir keinen andern Ort wünſchte. Herr R = = hatte den Sohn von Carolinen bey ſich. Weil er kein Amt hatte: ſo gab er ſich ſelber eins, und zog dieſen jungen Menſchen mit ſo vieler Sorgfalt auf, als ein Mann thun kann, der in dem Bewuſtſeyn edler Abſichten und nützlicher Thaten ſeine Belohnung ſucht. Und wie ſehr würden nicht die Groſſen viele niedrige und unberühmte Männer beneiden, wenn ſie die Belohnung kennten, welche ſolchen Leuten das Gedächtniß ihrer rühmlichen Abſichten und guten Thaten zu ſchenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Menſchen in den Sprachen und Künſten, und brachte ihm die edelſten Meynungen von der Religion und Tugend bey. Was ſein Unterricht nicht that, das richtete ſein Exempel aus. Der Schüler ward ſeinem Lehrer ähnlich, und belohnte deſſen Mühe

durch einen fähigen Verſtand und durch ein gutes Herz. Ich brachte meine Zeit meiſtens mit Studiren zu, wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dieſes von ſich ſagen kann. Ich redte des Tages gemeiniglich eine Stunde mit unſerm jungen Schüler, und ſuchte ihm das Wohlanſtändige beyzubringen, das junge Mannsperſonen oft am erſten von einem Frauenzimmer lernen können. Ich ſuchte ſein flüchtiges und feuriges Weſen der Jugend durch meine Ernſthaftigkeit zu mäßigen. Ich that ſtets fremd gegen ihn, und ſtellte verſchiedene Perſonen vor, damit er meinen Umgang nicht zu gewohnt werden, und in meiner Geſellſchaft immer etwas neues finden ſollte. Mit der Tochter meiner Wirthinn, welche ein Mädchen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich mir manche Stunde. Ich lehrte ſie franzöſiſch, zeichnen, ſticken, und auch ſingen. Kurz, ich führte eine ſehr ruhige Lebensart. Mein Wirth und ſeine Frau bequemten ſich nach meinem Geſchmacke, und lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen ſie mich unterhalten wollten. Sie brachten mich niemals in große Geſellſchaften. Sie ſtörten mich nicht in meiner Einſamkeit, als bis ich geſtört ſeyn wollte. Ich durfte weder befehlen, noch bitten, wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wählen. Man hielt mich in unſerm Hauſe für eine Anverwandtinn der Wirthinn. Und wer ſonſt mit mir umgieng, wußte es auch nicht beſſer. Mein verſchwiegner

ner Stand nöthigte mich alſo, nicht den glänzenden und ſehr beſchwerlichen Charakter einer Standesperſon in Geſellſchaften zu behaupten, und dieſes zu meinem großen Vortheile. Hätte man gewußt, daß ich eine Gräfinn wäre; ſo würde man, an ſtatt mich zu bewundern, nur mein gutes für einen nothwendigen Antheil meines Standes angeſehen haben. Oder wenn es hochgekommen wäre, ſo würde man mich nur verehret haben, da man mich gegentheils itzt zugleich verehrte, und liebte, uud meinen Umgang ſuchte.

Vier Jahre hatte ich nunmehr in Amſterdam zugebracht, und zu verſchiedenen malen an Carolinen geſchrieben, und ſie an ihr Verſprechen, zu mir zu kommen, erinnert; allein ſie blieb aus.

Ihr Sohn ſollte ſich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Luſt zu dem Soldatenſtande, und der Herr R = = war ſo wenig dawider, daß er ſeine Wahl vielmehr billigte. Geſittete und geſchickte Leute, ſagte er, ſind nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es viele Ungeſittete giebt. Werden ſie ein Soldat, und zeigen ſie, daß man unerſchrocken, tapfer, ſtrenge, und doch auch weiſe, vorſichtig und liebreich ſeyn kann. So lange ſie die Religion und ein gutes Gewiſſen haben werden: ſo lange werden ſie den Tod zwar nicht gleichgültig anſehen; aber doch ohne Entſetzen erwarten, und nie aus Zagheit ver-

vermeiden. Dieſes iſt die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähndrichsſtelle; und er gieng zu ſeinem Regiment ab, welches nachmahls an die Grenze von Holland zu ſtehen kam.

Nunmehr kömmt eine von den wunderſamſten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menſchen nicht nach ihren Neigungen und Eigenſchaften, ſondern ſtets nach der Geburt und nach dem Range unter einander vergleichen, ſchwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen beſten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchſtens zum Theile nur ſo verloſchen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht ſehr vermißt. Es fanden ſich verſchiedene Holländer von Anſehen und groſſem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umſonſt. Wer einen ſo liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe leicht etwas eigenſinnig ſeyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern ſeine Abſicht erreichte: ſo weckten ſie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du wilſt, dachte ich, um dieſer Herren los zu werden, dich ſelbſt zu einer Wahl entſchlieſſen. Dieſe Urſache zu einer Ehe iſt etwas weit hergeholet. Indeſſen war es gewiß, daß ich ſie bey mir ſelber vorwand, weil es mein Herz ha-

haben wollte. Der Herr R = = kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Beſten entſchloſſen hätte. Rathen ſie mir denn, ſprach ich, daß ich wieder heirathen ſoll? Nicht ehe, verſetzte er, als bis ich ſehe, daß es ihnen ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und ſie wiſſen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freywillig wählt. Unter der großen Anzahl Männer, die ſich um ihr Herz bemühn, gefällt mir keiner beſſer, als der Herr von der H = = nicht deswegen, weil er ſehr gelehrt iſt; ſondern weil er auſſer ſeinen Wiſſenſchaften und ſeiner wichtigen Bedienung ſehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geſchickt machen. Ich habe gewiß Recht, daß er ein liebenswürdiger Mann iſt; allein dieſem Urtheile dürfen ſie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn als einen Freund, und als ein Freund kann er ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unſer Herz iſt oft ſo beſchaffen, daß es die Liebe gegen eine ihm angenehme Perſon zurück hält, ſo bald es auf das genauſte mit ihr verbunden werden ſoll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt ihnen einer von den andern Herren beſſer zur Liebe, ob ihnen dieſer gleich zu einem guten Freunde genug gefällt.

Ich verſicherte ihn, daß ich mich ſeines Raths bedienen würde, ſo bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen ſie denn nicht? O, ſagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umſtände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philoſophie ſind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt nach allen Ausſprüchen der Vernunft die größte Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Lebens. Zeigen ſie mir eine Perſon, die mir anſtändig iſt, und die ihnen die Verſicherung giebt, daß ſie mich zu beſitzen wünſcht: ſo werde ich ſie, ſo bald ich ſie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattinn wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben ſo vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich iſt. Und wenn es wahrſcheinlich iſt, daß es durch die Liebe geſchehen kann: ſo ſind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, verſetzte ich, ſie haben ja, ſo lange ich ſie kenne, gegen unſer Geſchlecht ſehr gleichgültig zu ſeyn geſchienen; wie kömmt es denn, daß ſie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, ſprach er, vermengen ſie die Beſcheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weis, daß man dem andern mit ſeiner Liebe oft ſo beſchwerlich fallen kann, als mit ſeinem Haſſe. Und aus dieſem Grunde bin ich ſtets behutſam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Perſon, hub ich an, die ſie liebt, und ich glau-

be nicht, daß ſie ihnen misfallen wird. Allein deswegen weis ich auch noch nicht, ob es eben diejenige iſt, mit der ſie das genauſte Band der Liebe ſchlieſſen wollen. Er ward beſtürzt, und fragte mich wohl zehnmal, wer ſie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich verſprach ich ihm, daß er ſie Nachmittage zu ſehen bekommen ſollte. Nachmittage ſchickte ich ihm mein Portrait, und ſchrieb ein Billet ungefehr dieſes Innhalts an ihn:

So hat die Perſon in ihrer Jugend ausgeſehn, die Sie liebt. Erſt hat ſie nur Freundſchaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und ihr Werth hat dieſe Regungen in Liebe verwandelt. Der liebſte Freund meines Gemahls hat das erſte Recht auf mein Herz. Sie ſind ſo großmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß. Antworten Sie mir ſchriftlich. Entſchuldigen Sie ſich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienſte; was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der ſo wohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als nach ſeinem Tode nie ſo gethan hatte, als ob er mir eine Liebkoſung erweiſen wollte, wußte mir itzt ſeine Zärtlichkeit mit einer ſo an-

ſtän-

ſtändigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. Nunmehr, ſagte er, haben ſie mir das Recht gegeben, ihnen mein Herz ſehen zu laſſen. Und nunmehr kann ich ihnen ohne Fehler das geſtehen, was mich die Ehrerbietung ſonſt hat verſchweigen heiſſen. Ich habe an das Glück, das ſie mir itzt anbieten, wie der Himmel weis, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: ſo würde mich meine wenige Eigenliebe niemals dieſen Gedanken haben fortſetzen laſſen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß ſie mich überzeugen, daß ich ihrer werth bin: ſo will ich mich für den glücklichſten Menſchen ſchätzen. Kurz, wir giengen zu unſerer Wirthinn, wir ſagten ihr unſern Entſchluß, und ſie war nebſt ihrem Manne über dieſe unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unſere kleinen Kapitale hatten ſich binnen ſechs Jahren in der Handlung faſt um noch einmal ſo viel vermehret, und wir hätten beide ſehr gemächlich davon leben können. Allein, unſer freundſchaftlicher Wirth wollte uns nicht aus ſeinem Hauſe laſſen. Er behielt unſer Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Alſo war Herr R== mein Gemahl, oder wenn ich nicht mehr ſtandesmäßig reden ſoll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig verſichern kann, ganz ausnehmend, und ſo zärtlich, als meinen erſten Gemahl. An Gemüthsgaben

war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewiſſen Stücken übertraf. Aber an dem äußerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachſen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an ſich, das gleich auf das erſtemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal geſehen, man mußte ihn geſprochen haben, wenn man ihm recht gewogen ſeyn wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß er ſich für alle Frauenzimmer geſchickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in ſeinem Umgange eine neue Urſache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte ſeit der Zeit, daß ich ihn bey meinem Gemahle kennen lernen, ſich gar nicht von Perſon geändert. Seine ordentliche und ſtille Lebensart erhielten ihn ſo geſund, als ob er erſt zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir! Unſer Glück fiel niemanden in die Augen, und deſto ruhiger konnten wir es genieſſen. Wir lebten ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unſern Handlungen Rechenſchaft geben, als uns ſelbſt. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und alſo genug, andern wohl zu thun. Wir hatten eine Geſellſchaft, die ſich zu unſern Neigungen ſchickte. Wir lebten an dem volkreichſten Orte in der größten Stille. Dieſes war unſer Verlangen. Wir konnten uns beyde mit dem edelſten Zeitvertreibe, mit Leſen und Denken unterhalten. Wir ſtudirten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern ſollte.

Wir

Wir ſtudirten zu unſerer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal ſage, wir wußten in unſerer Ehe von keinem andern Wechſel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn ſie die Liebe verehlichter Perſonen ſo zärtlich abgeſchildert ſehen, als die Liebe zwiſchen unverehlichten, weil man ſieht, daß die meiſten Ehen die Liebe eher auslöſchen, als vermehren. Doch ſolche Leute wiſſen nicht, was Klugheit und Behutſamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch ſeine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es iſt wahr, eine beſtändige und ſich ſtets gleiche Zärtlichkeit iſt in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden iſt: ſo kann ſie bis in die ſpäteſten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unſere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein dieſe Abnahme heißt wenig. Derjenige hat allemal genug Vergnügen, ſo lange er ſo viel hat, als das Maaß ſeiner Empfindungen verlangt. Genug, wir ſind nach vielen Jahren noch ſo verliebt in einander geweſen, als wenn wir uns erſt zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wiſſenſchaften liebten, daß wir an uns nur unſere Seelen geliebt hätten. Ich habe bey allen meinen Büchern über die metaphyſiſche Geiſterliebe nur lachen müſſen. Der Körper gehört ſo gut, als die Seele, zu unſerer Natur.

Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geiſtes an einer Perſon liebt, der redet entweder wider ſein Gewiſſen, oder er weis gar nicht, was er redet. Die ſinnliche Liebe, die bloß auf den Körper geht, iſt eine Beſchäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geiſtige Liebe, die ſich nur mit den Eigenſchaften der Seele gattet, iſt ein Hirngeſpinſte hochmüthiger Schulweiſen, die ſich ſchämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den ſie doch, wenn es von den Reden zu der That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren laſſen.

Ich komme wieder zu meiner Geſchichte. Wir lebten, wie ich geſagt habe, ſo vergnügt, als man nur leben kann. Wir meldeten Carlſonen, ſo hieß Carolinens Sohn, der Fänderich, unſere Heirath, und baten ihn, daß er uns beſuchen ſollte, wenn es möglich wäre; denn wir hatten ihn nun wohl in vier Jahren nicht geſehen. Er ſchrieb uns, daß er Lieutenant geworden wäre, daß es ihm ſehr wohl gienge, und daß er ſich vor wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die ihm zu gefallen das Kloſter heimlich verlaſſen, verheirathet hätte. Von ihrem Stande könnte er uns nichts ſagen, weil ſie in dem ſechſten Jahre in das Kloſter gekommen, und darinnen bloß unter dem Namen Mariane bekannt geweſen wäre. Sie möchte indeſſen von dem niedrigſten Herkommen ſeyn; ſo wäre ſie doch ſo liebenswürdig, daß er

ſich nur einen hohen Stand wünſchen wollte, um ſeine Geliebte darein ſetzen zu können. Denn Carlſon wußte nichts weiter von ſeiner Geburt, als daß ſein Vater ein Aufſeher auf den Gütern meines erſten Gemahls geweſen, und ihm jung geſtorben wäre. Er bat uns unbeſchreiblich, daß wir nach dem Haag kommen ſollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartiere ſtünde. Dieſe Nachricht erſchreckte uns faſt mehr, als ſie uns erfreuete. Wir vermutheten bey dieſer Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indeſſen ſchickten wir ihm etliche hundert Ducaten, daß er ſeine Umſtände deſto bequemer einrichten könnte. Wir verſprachen auch, ihn ſo bald zu beſuchen, als es die Jahrszeit und meine Umſtände erlauben würden: denn ich war mit einer Tochter darnieder gekommen. Wir reiſeten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unſerm Carlſon und ſeiner Frau ein Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz auſſerordentlich ſchönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar große blaue und ſchmachtende Augen, die ſich zu ſchämen ſchienen, daß ſie die Verräther von einem ſehr zärtlichen Herzen ſeyn ſollten. Und wenn auch die übrige Theile ihres Geſichts nicht ſo ausnehmend wohlgeſtalt und recht abgemeſſen geweſen wären: ſo hätte ſie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verſtande will ich nicht viel ſagen. Sie

war in dem Kloſter erzogen. Ihr unſchuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tauſendmal erſetzt, wenn ſie gleich weniger Einſicht gehabt hätte, als ſie in der That hatte. Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloſter an; allein ſelbſt dieſe Schüchternheit ſchickte ſich ſo wohl zu ihrer Unſchuld, daß man ſie ungern würde vermißt haben. Ja ich ſage noch mehr, man liebte ſo gar an ihr die Schüchternheit; ſo wie oft ein Fehler unter gewiſſen Umſtänden zu einer Schönheit werden kann.

Ich ſuche die Worte vergebens, mit denen ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beſchreiben will. Man ſtelle ſich einen ſehr einnehmenden, feurigen und blühenden Mann, (denn dieſes war Carlſon) und dann ein von Natur zärtliches Frauenzimmer vor, die von Jugend auf eine Nonne geweſen war, und bey der die ſüſſen Empfindungen nur deſto mächtiger geworden waren, weil ſie an der ſtrengen Lebensart und an den Regeln einer hohen Keuſchheit einen beſtändigen Widerſtand gefunden hatten; ſo wird man die innbrünſtige und ſchmachtende Liebe dieſer jungen Frau einigermaßen denken können. Ich war ſo wohl mit unſers Carlſons Wahl zufrieden, als mein Mann, und wir vergnügten uns an der Zufriedenheit dieſes Paars ſo ſehr, daß wir nicht wieder von ihm kommen konnten. Wir ließen Geld aus Amſterdam kommen, und blieben ein

gan-

ganzes Jahr, und länger, bey dieſen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlſons redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daß es ſich mit ihrer Geſundheit gebeſſert hätte, und daß ſie im Stande wäre, bald zu uns zu kommen. Wir ſchickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Poſt von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daß er ſie abholen und zu uns bringen ſollte. Er hatte ſie bereits unterwegs angetroffen, und ſie war bey uns, ehe wir es vermutheten. Sie hatte ſich recht vergnügt, und ſie ward durch die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage belebter und munterer. Indeſſen verſicherte uns dieſe rechtſchaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar zu groß ſey, als daß es lange Beſtand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieſes diente uns zu einer neuen Freude. Doch ie mehr wir Urſache hatten, mit Marianen zufrieden zu ſeyn, deſto begieriger wurden wir, etwas gewiſſes von ihrer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unſere angewandte Mühe vergebens, uns dieſes Geheimniß zu entdecken. Mariane hatte ihrem Manne zu Liebe das Kloſter heimlich verlaſſen, und wir mußten bey unſerer Nachforſchung ſehr behutſam gehen, damit wir ſie nicht in Gefahr ſetzten, entdeckt zu werden. Im Kloſter fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbe-

kannt wäre, daß ſie in ihrem ſechſten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloſter gebracht worden, der ein gewiſſes Geld zu ihrer Erziehung da gelaſſen, und nichts geſagt hätte, als daß ſie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der ſie nicht in der Reformirten Religion erziehen laſſen wollte. Vielleicht könnte er der Abtißinn mehr vertraut haben, dieſe aber wäre todt. Kurz, wir erfuhren nichts, und es konnte ſeyn, daß man in dem Kloſter ſelbſt nichts gewiſſes von Marianens Herkunft wußte. Denn wie viele Kinder werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöſter gebracht, und durch unbekannte Hände erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entſchließen, wieder nach Amſterdam zurück zu gehen. Unſere Umſtände forderten dieſe Trennung. Caroline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte ſich hier, ob ſie nicht iemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachricht geben könnte. Allein ſie erfuhr nichts weiter, als was wir ſchon wußten, nämlich, daß er nach ſeiner Frauen Tode unglücklich in ſeiner Handlung geworden, und weil er ſein Vermögen eingebüßet hätte, mit einem Schiffe nach Oſtindien gegangen wäre, ſein Glück von neuem zu verſuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag, und nahmen unſere Reiſegelder in Empfang. Und eben da wir fort wollten, ließ uns der Kaufmann, der ſie uns ausgezahlt hatte, ſagen, daß in Am-

ſterdam vor etlichen Tagen ein Oſtindienfahrer, und auf dieſem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurück gekommen, und heute bey ihm geweſen wäre. Dieſe Zeitung war zu wichtig, als daß wir unſere Reiſe hätten fortſetzen ſollen, ohne den Herrn Andreas zu ſprechen. Aber wollte der Himmel, daß wir ihn in unſerm Leben nicht geſehen hätten! Er kam den andern Tag zu uns. Carolinens erſte Frage war, warum er ihr denn vor ſeiner Abreiſe nach Oſtindien nichts ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geſchrieben hätte? Iſt denn Mariane todt? rief er. Was willſt du denn mit der Mariane? verſetzte ſeine Schweſter. Meine Tochter hieß ja, wie ich, Caroline. Wo iſt ſie denn? Iſt ſie nicht todt? Ach wenn doch dieſes Gott wollte! Ja doch, ſprach Andreas, ich weis es wohl, ſie hieß Caroline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich ſie an Kindesſtatt angenommen hatte, nennte ich ſie nach meiner Frau, Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber verſprich mir, daß du mir auch alles vergeben willſt. Meine liebe Frau ſtarb mir, wie ich dir vor zehen Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödtlich krank, und ich hielt ſie ſchon für verloren. Allein es beſſerte ſich mit ihr. Indeſſen nöthigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwärts zu verſuchen. Ich gieng nach Oſtindien. Du weiſt, daß ich der Catholiſchen Religion zugethan bin. Ich liebte deine

Tochter oder vielmehr meine an Kindesſtatt angenommene Mariane recht väterlich. Um ſie nun theils in meiner Religion erziehen zu laſſen, theils ſie wohl zu verſorgen: ſo nahm ich, was ich noch hatte, und that dieſes liebe Kind vor meiner Abreiſe, und ohne jemanden etwas zu ſagen, in ein Kloſter, an der Gränze der Oeſterreichiſchen Niederlande. Ich war eben im Begriffe dahin zu reiſen, um zu ſehen, ob Mariane noch lebte, als ich hieher gerufen ward. Ich kann nicht länger warten, ich muß wiſſen, ob ſie noch lebt. Komm mit, ſprach er zu Carolinen. Wir wollen den Augenblick in das Kloſter fahren. In drey Tagen ſind wir wieder hier. Und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, giengen ſie beyde fort. Mein Mann und ich hatten kaum das Herz uns anzuſehen, geſchweige zu reden. Ein heimlicher Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott, was ſoll das werden! fieng endlich mein Mann an. Mariane, das Kloſter = = und nicht weit von der Gränze. Was ſind dieſes für entſetzliche Nachrichten! Ach der Arme, der unglückliche Carlſon! Möchte doch dieſesmal unſere Muthmaßung falſch ſeyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiß das traurigſte Geheimniß offenbaren, das uns ewig hätte verborgen bleiben ſollen. Wird nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu finden, ſie als Frau aus den Armen ihres eigenen Sohns

reiſſen müſſen? Mit dieſen grauſamen Vorſtellungen quälten wir uns, bis Andreas mit ſeiner Schweſter, der Caroline, wieder zurück kam. Ihr Anblick ließ uns zu unſerem Unglücke die Sache auf einmal errathen. Caroline zerfloß faſt in Thränen. Sie that untröſtlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äuſſerlich keine Traurigkeit ſpüren; allein er ſaß ganz betrübt. Wir konnten aus beyden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit einem Worte, in dem Kloſter erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr, (Tag und Jahr traf beides ein,) in das Kloſter gebracht wäre, vor anderthalb Jahren daſſelbe heimlich verlaſſen, und, ſo viel man wüßte, ſich mit einem jungen von Adel verheirathet hätte. Was war zu thun? Wir mußten, anſtatt nach Amſterdam zu reiſen, wieder zurück nach Carlſons Quartier. Wir ſahen alle viere nur mehr als zu gewiß, daß dieſe Nonne niemand anders, als Carlſons Frau ſeyn würde. Doch man müßte das menſchliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unſerm Troſte keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erſchreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, als ſie will, ſo ſind wir doch ſinnreich genug, ſie zweifelhaft zu machen. Sollte ich, ſagte Caroline, denn mein Kind, mein leiblich Kind nicht kennen? Sollte es denn keine Aehnlichkeit mit mir haben? Gleichwohl hatte ſie es

ver-

verlaſſen, da es kaum einige Monate alt geweſen war. Ein junger von Adel, fieng mein Mann oft unterwegs an, ein junger von Adel? Wenn hat ſich denn Carlſon dafür ausgegeben? Er iſt viel zu beſcheiden, als daß er ſich einen Stand andichten ſollte, in dem er nicht erzogen worden iſt. Nein, nein, ſprach ich, das wolle Gott nicht! Hätte er ſich auch für einen Edelmann ausgegeben, warum hätte er nicht geſagt, daß er ein Officier wäre? Vielleicht iſt in eben dem Jahre noch ein Kind in das Kloſter gekommen, das ebenfalls den Namen Mariane gehabt hat. Andreas, der der Philoſophie wegen nicht nach Oſtindien gereiſet war, meynte, es läge ſchon in der Natur, daß ein paar ſo nahe Blutsfreunde einander nicht als Mann und Frau lieben könnten. Ich glaube, daß wir uns alle Augenblicke auf dieſer Reiſe widerſprachen, ohne es zu merken. Voll Zittern und Hoffnung kamen wir alſo bey unſerm Carlſon wieder an. Wir hatten uns vorgenommen, recht behutſam zu gehn, und die Urſache unſerer Zurückkunft weder ihn noch ihr merken zu laſſen. Wir wollten ſagen, daß wir aus Vergnügen über die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umgekehrt wären. Wenn auch, ſprachen wir alle, Mariane, die rechte Mariane ſeyn ſollte: ſo würden dieſe zärtlichen Eheleute doch beyde in Verzweiflung gerathen, wenn wir ihnen dieſes traurige Geheimniß auf einmal entdeckten. Nein, fieng ich an, wir bringen Marianen auf dieſe Art

um

um das Leben. Iſt ſie die wahre Caroline: ſo will ich ſie bitten, daß ſie mir zu Liebe auf einige Zeit mit nach Amſterdam reiſen ſoll. Ihr Mann wird ihr dieß Vergnügen nicht abſchlagen. Iſt ſie einmal in Amſterdam: ſo wird es Zeit ſeyn, ihr das Geheimniß nicht ſo wohl zu entdecken, als es ſie nach und nach ſelbſt entdecken zu laſſen. Weis es Mariane: ſo ſoll es Carlſon auch erfahren. Er muß ſie in ſeinem Leben nicht wieder zu ſehn bekommen. Dieſes wird der einzige Troſt ſeyn, mit dem wir ihm in ſeinem mitleidenswürdigen Irrthume beyſtehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieſer unglücklichen Ehe will ich erziehen laſſen, damit Mariane den traurigen Beweis einer ſo zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieſer Berathſchlagung langten wir bey Carlſon an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unſere Geſichter ſo gut auf, als es möglich war, und ſagten ihm, daß Herr Andreas, Carolinens Bruder, den wir in dem Haag von ſeiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Urſache unſerer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu ſeiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: ſo fiel er ihr um den Hals, und ſchrie mit einem entſetzlichen Tone: Ach, das Gott erbarme, ſie iſt es, ſie iſt es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld!

Die-

Dieſes war die Erfüllung von dem Vorſatze, bey der Sache behutſam zu gehen. Caroline lief als verzweifelnd zur Thüre hinaus. Mariane wollte ſich von dem Andreas los machen; allein er ließ ſie nicht aus ſeinen Armen. Ich hatte nicht ſo viel Gewalt über mich, daß ich hingehen, und ihn von ihr los reiſſen konnte. Carlſon blieb auf einer Stelle ſtehen, und fragte hundertmal, was es wäre. Mein Mann wollte es ihm ſagen, und kehrte doch bey jedem Worte wieder ein. Mariane kam endlich auf mich zu. Ich ſollte ihr entdecken, was es wäre. Ich fieng an zu reden, ohne zu wiſſen was. Ich bat ſie um Vergebung. Ich verſicherte ſie meiner ewigen Freundſchaft. Ich umarmte ſie. Dieſes war es alles. Indeſſen kam ihr Mann, und wollte ſie aus meinen Armen nehmen. Nein, nein, ſchrie ich, Mariane iſt nicht ihre Frau, Mariane iſt ihre Schweſter. In dieſem Augenblicke ſank Mariane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus einem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann waren am erſten wieder bey uns ſelbſt. Wir brachten Marianen auf ein Bette, und ſie erholte ſich aus einer Ohnmacht, um in die andre zu fallen. Wir brachten ſie den ganzen Tag nicht wieder zu ſich ſelbſt.

Mein Mann war indeſſen nach Carolinen gegangen, die wir, ſeit dem ſie aus der Stube gelaufen war, nicht wieder geſehen hatten. Er hatte ſie in dem Gartenhauſe auf den Knien an-

getroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Gewaltſame unſers Affekts hatte ſich gelegt, und ſich ſtatt deſſen das Bange der Traurigkeit eingeſtellt. Thränen und Seufzer, welche die Beſtürzung geſtern zurück gehalten, hatten nun ihre Freyheit, und wir ſuchten unſern Troſt in Klagen und im Mitleiden. Carlſon kam vor das Bette ſeiner Mariane, und mit ihm Wehmuth, Furcht, Schaam, Reue und gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich anzuſehen, wie ſich dieſe beiden Leute gegen einander bezeigten. Die Religion hieß ſie die Liebe der Ehe in Schweſter- und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einander unbeſchreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und ſie ſollten dieſes Band itzt ohne Anſtand zerreiſſen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht geſehen, und alſo kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die ſonſt die Liebe unter Blutsverwandten auszulöſchen pflegt. Ihre Natur ſelbſt that den Ausſpruch zu ihrem Beſten. Wie konnten ſie etwas in ſich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da ſie den Zug der Blutsfreundſchaft nie gefühlt hatten. Ach, mein Bruder, rief Mariane einmal über das andere aus, verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückſeliger Gemahl, fangt mich an zu haſſen. Ich bin eure Schweſter. Doch nein! Mein Herz ſagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht tren-

trennen. Ihr Gemahl war nicht beſſer geſinnt. Er hörte die Stimme der Leidenſchaften, um den Befehl der Religion nicht zu hören. Er hütete ſich genau, ſie nicht ſeine Schweſter zu nennen. Er hieß ſie ſeine Mariane. Er war beredt und unerſchöpflich in Klagen, die bis in das Herz drungen, weil ſie das Herz hervorbrachte. Er fieng zuweilen mitten in ſeinen Klagen an zu philoſophiren, und wie man leicht glauben kann, ſehr eigennützig. Er erwies, daß ihre Ehe vor Gott erlaubt wäre, wenn ſie auch die Welt verdammte. Und er that doch nichts, als daß er zehnmal nach einander ſagte, daß ſie öffentlich verbunden wären, und daß nichts als der Tod dieſes Bündniß trennen ſollte. Er wünſchte unzähligemal, in der Sprache des Affekts, daß Andreas geſtorben ſeyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieſes Geheimniſſes hätte ſchöpfen können. Dieſer ſaß da, als ob er ſein Todesurtheil anhören ſollte. Ich glaube, daß er gern mit etlichen Jahren von ſeinem Leben das zerſtörte Vergnügen dieſer Zärtlichkeit wieder erkauft hätte. Caroline trat endlich zu Marianen an das Bette, und hieß Carlſonen weggehen. Meine Tochter, fieng ſie an, ich habe dich wieder gefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reiſſen. Wollte Gott, daß ich dieſer betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben ſeyn können! Vielleicht iſt es die Strafe, daß ich = = = doch Gott hat es verhänget. Ihr ſeyd beide keines Verbrechens ſchul-

dig.

dig. Eure Unwiſſenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut ſie nunmehr. Ich bin eure Mutter, und liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabſcheue euch, wenn ihr das Band der Ehe dem Bande des Blutes vorzieht. Die Anrede war ſehr fromm; allein ſie war zu heftig, und zu früh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beyden von neuem auf. Mein Mann erwählete einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemüther zu beſänftigen. Er bediente ſich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affekts eben ſo viel Kraft zu haben pflegt, als die Wahrheit. Er ſagte, es wäre eine Gewiſſensſache, die wir nicht entſcheiden könnten. Wir wollten den Ausſpruch verſtändigen Gottesgelehrten überlaſſen. Er glaubte, daß die Ehe vielleicht noch ſtatt finden könnte. Dieſes war eine Arzney, welche die Wehmuth der beyden Leute verminderte, und zugleich ihrer Liebe Widerſtand that. Sie entſchloſſen ſich, ſich dem Ausſpruche der Geiſtlichen zu unterwerfen; aber gewiß nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Verlangen, deſto ruhiger ihre Liebe fortſetzen zu können. Wir machten uns indeſſen ihre Bereitwilligkeit zu Nutze, und ermunterten Marianen, uns, ſo bald es ihre Umſtände zuließen, nach Amſterdam zu folgen; vielleicht wäre es möglich, daß man von Rom Diſpenſation erlangen könnte. Ihr Mann ſollte ſich Urlaub auf ein halb Jahr ausbitten, und wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles

dieſes ließen ſich die beyden Leute gefallen. Es ſtrichen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umſtänden, die Reiſe mit anzutreten. Indem wir uns dazu anſchickten, ſo erhielt Carlſon Ordre, ſich unverzüglich, und bey Verluſt ſeiner Stelle, zu dem Regimente zu verfügen, weil es marſchiren ſollte. Dieſe Nachricht that eine ungleiche Wirkung. Carlſon war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeſchlagen. Kaum ſahe ſie ſeine Zufriedenheit über dieſe Poſt: ſo machte ſie ihm die grauſamſten Vorwürfe. Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihrer loß zu ſeyn wünſchte. Sollte man wohl glauben, daß eine Frau, die da wußte, daß ihr Mann ihr Bruder war, noch auf einen ſolchen Verdacht fallen könnte? Allein was iſt in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir ſahen alſo leider nur mehr, als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie ſie in ihrem Herzen nichts weniger beſchloſſen hatte, als ihn fahren zu laſſen. Carlſon verſicherte ſie mit den größten Betheurungen, daß er ſie noch unendlich liebte, und daß er über die Nachricht zum Marſche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ihn als eine Gelegenheit anſähe, die der Himmel beſtimmt hätte, der Sache den Ausſchlag zu geben. Vielleicht, ſprach er, verliere ich mein Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömmt. Und wer iſt alsdenn glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer ſchätzen, als die Quaal, euch zu ſehen, und euch

zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet ſeyn, als die Pein ausſtehen, mich freywillig zu verlaſſen, und doch dieſe Freyheit niemals von eurer Liebe zu erhalten? Seyd getroſt, liebe Mariane! Komme ich wieder zurück: ſo iſt es ein Zeichen, daß der Himmel unſre Ehe billiget. Verliere ich mein Leben: ſo iſt es ein Beweis, daß ihr einen Mann verloren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann ſeyn ſollte. Welche glückſelige Dienſte leiſtet nicht der Irrthum in gewiſſen Umſtänden! Und wie gut iſt es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns ſelbſt zu betrügen! Genug, Carlſons Irrthum war in Anſehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und ſie verſprachen ſich von dieſem Richter nichts, als was ſie wünſchten. Sie flehten Gott um Beyſtand an, nicht anders, als ob ihnen die Menſchen unrecht thäten. Kurz, ſie waren voll Zuverſicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwege gebracht haben. Carlſon reiſete fort, als ob er in dem Treffen ſeine Mariane gewinnen ſollte, und Mariane that ſo geſetzt, als ob ſie ihn von ſich ließe, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. So bald er fort war, ſo folgte ſie uns ganz getroſt nebſt ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amſterdam. Andreas, der ſich in Oſtindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem ſei-

nen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die ſie aus Deutſchland mitgebracht hatte. Wir trafen unſern gütigen Wirth in Amſterdam noch in ſeinen vorigen Umſtänden an. Wir gaben Marianen für Carlſons Frau aus, und Caroline war ſeine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlſon zwar nicht gegen den Feind, ſondern an einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Caroline, ich und mein Mann bedaureten ihn ſehr; aber wenn wir an ſeine Ehe dachten, ſo war uns ſein Tod eine erwünſchte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache beſſer ſchlichten, als der Tod? Die Ausſprüche der Geiſtlichen würden ganz gewiß wider dieſe Ehe geweſen ſeyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlaſſen, oder ohne einander das unglückſeligſte Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch ſehr bange. Sie hatte ſich zwar dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich ſchon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vortheilhaft für ſie ausfallen würde. Wir ſahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte ſie es erfahren. Wir ließen ſie auf unſer Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über ſich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fing er

an,

an, ſie errathen ſchon, was ich ihnen hinterbringen will? Erſchrecken ſie nur, denn ſie müſſen doch erſchrecken. Hier iſt ein Brief aus dem Lager. Sagen ſie mir nichts mehr, verſetzte Mariane. Ich kann den Innhalt des Briefs ſchon wiſſen. Mein Gemahl iſt todt. Ich unglückſelige Frau! Doch bin ich zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, ſondern der Himmel entzogen hat. Nun ſehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie iſt er denn geſtorben? Iſt er im Treffen geblieben?

Wir erſtaunten über dieſe unvermuthete Gelaſſenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich ſah. Wir hatten uns auf die beſten Troſtgründe vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indeſſen that ſie gelaſſen, und betrauerte ihren Mann mehr durch ſtille Thränen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungedult. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufſchrift war Carlſons Hand. Soll ichs aufrichtig geſtehn, ſo erſchrack ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerſt über ſeinen Tod erſchrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieſes wieder werden? Carlſon wird ſeiner Krankheit wegen das Lager verlaſſen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nur war vor Freuden ganz außer ſich. Der Brief war an ſie, und

ſie brach ihn nicht etwan gleich auf. O nein, ſo viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man ſich zehnmal vorgeſtellet hat, wie viel darinnen ſeyn könnte. Da ſie ihn endlich erbrach, ſo war der Brief ſchon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlſons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abſchiedsbrief an Marianen. Ich will die Abſchrift herſetzen.

Liebſte Mariane,

Dieſes ſind ſeit vier Wochen die erſten Stunden, da ich mich beſinnen und euch meine Krankheit melden kann. Wie glückſelig bin ich, daß ich krank geweſen, und dem Tode ſo nahe gekommen bin, ohne beydes zu wiſſen! wie viel würde ich eurentwegen binnen der Zeit ausgeſtanden haben, wenn ich meiner mächtig geweſen wäre! Gott ſey für dieſe Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich ſehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eignen Seele umzuſehen, und an das Zukünftige zum letztenmale zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als euern Mann, ſondern als euern Bruder. Trauriger Name! Verſchweigt unſerer Tochter

unſer Schickſal, wenn ſie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich iſt, vor euch ſelbſt. Mein Gewiſſen macht mir keinen Vorwurf, daß ich euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich euch, nach der traurigen Entdeckung, als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wie viel anders denken wir auf dem Todbette, als in unſerm Leben! Was ſieht nicht unſere Vernunft, wie viel ſieht ſie nicht, wenn unſere Leidenſchaften ſtille und entkräftet ſind! Ja, ja, ich ſterbe, ich ſterbe getroſt. Doch Gott! ich ſoll euch nicht wiederſehen? Ich ſoll euch verlaſſen, liebſte Mariane? Ich ſoll ſterben? Welche entſetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entſtehen! Ach ich kann nicht mehr ſchreiben! = = = So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat ſich zum letztenmale geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüßt meine Mutter, und meine beyden großmüthigen Freunde. Mein liebſter Freund, Dormund, den ihr ſo vielmal bey mir geſehen habt, iſt itzt bey mir. Er will mich nicht eher verlaſſen, als bis ich todt bin. Könnt ihr euch entſchließen, wieder zu lieben: ſo vergeßt nicht, daß euer ſterbender Mann euch niemanden gegönnet hat, als ihm. Er wird euch meine Uhr mit eurem Portrait überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geſchenkt. Ich fühle meinem Tod. Lebt wohl!

So bald ſie geſehen hatte, daß es ein Abſchiedsbrief war, und daß ſie ſich in der bey dem Titel gefaßten Hoffnung betrogen, ſo ging das Wehklagen erſt recht an. Ich will ihre Troſtloſigkeit und etliche ſchlimme Folgen, die für ſie und uns daraus entſtunden, nicht erzählen. Es ſind Umſtände, an denen wir Theil nahmen, weil wir gleichſam darein geflochten waren. Sie waren in Anſehung unſerer Empfindung wichtig. Allein, ich würde übel ſchließen, wenn ich glauben wollte, daß ſie deßwegen dem Leſer merkwürdig vorkommen, und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es ſchien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte. Unſere Capitalia brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone ſtehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieſes Land denken durfte. Ueber dieſes war es auch durch den Krieg ganz erſchöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unſere Gemüther gleichſam aufgelöſet, die Ruhe nunmehr deſto ſtärker zu ſchmecken. Man dürfte faſt ſagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es iſt wohl wahr, daß das Unglück an

und

und für ſich nichts angenehmes iſt; allein es iſt es doch in der Folge und in dem Zuſammenhange. Wenigſtens gleichet es den Arzneyen, die unſerm Körper einen Schmerz verurſachen, damit er deſto geſünder wird.

Mitten in unſrer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlſons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldne Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht geſehen. Doch was brauchte er zu ſeiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unſerm Carlſon? Er war ein Holländer von Geburt, und von Perſon ſehr angenehm. Er gewann unſere Vertraulichkeit ſehr bald. Er war ein Stabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von ſeinen Renten für ſich leben. Er war noch jung. Er hatte nicht ſtudirt; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewiſſen Witz zu danken, der im Anfange ſehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deutſch. Er ließ ſich in Amſterdam nieder, und wir konnten ſeine Abſicht leicht merken. Mariane war ſein Wunſch, und Mariane verdiente in der That, daß man ihrentwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen ſchön. Das Unglück hatte ihr von ihren äußerlichen Reizungen nichts

entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugeſetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erſt achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte ſich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte ſie in dem Freunde ihres verſtorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeutenden Stimme an: Madame, es wäre doch wohl billig geweſen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelaſſen hätten. Ich würde es gewiß gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne geweſen wäre; allein ſo ſchickt ſichs wohl nicht. Ich verſtund dieſe Sprache ſehr gut. Mariane, ſagte ich, was machen ſie ſich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem ſie unſtreitig ihr Herz ſchon überlaſſen haben. Ich merke, ſie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweiſen, die das Anſehen einer Erkenntlichkeit haben ſollte, ob ſie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der Sache helfen. Geben ſie mir die Uhr. Es wird ſich ſchon eine Gelegenheit zeigen, die nicht ſtudirt läßt, bey der ich ſie ihm anbieten kann. Auf die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und ſie ſchienen beyde einander zum Vergnügen gebohren zu ſeyn. Und wenn ja

Ma-

Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte, ſo geſchah es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann ſchwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eiferſucht, der erbliche Fehler unſers Geſchlechts. Ich beſinne mich, daß Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth nicht reden, und ich befürchtete das größte Unglück von ihr zu hören. Allein, was kam endlich heraus? Sie ſeufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von ſeiner Untreue geſprochen. Ich fragte nach der Urſache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeit. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geſchrieben; Sie wäre zu ihm an den Tiſch getreten; Sie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküſſet, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkuſſe, noch mit einem Blicke geantwortet, ſondern immer fortgeſchrieben, nicht anders, als wenn er ſie nicht ſehen wollte. Ach Gott! fuhr ſie fort, wer weis, an wen der Untreue ſchreibt? Konnten ſie denn nichts in dem Briefe leſen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: Mein Herr. Wer ſollte wohl glauben, daß eine vernünftige Frau keine ſtärkere Urſache zur Eiferſucht nöthig hätte, als ſo eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt über die Gränzen der Vernunft! Und wenn dieſer Schritt gethan iſt, ſo hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entſtehen wohl die meiſten Uneinig-

einigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heiſſen im Anfange nichts; allein ſie nehmen im Fortgange unſere Einbildung und andere Dinge zu Hülfe, und werden alsdenn wichtige Urſachen zur Gleichgültigkeit, oder zur Eiferſucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwan drey Vierteljahre gedauert, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er ſtund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte ſehr deutlich, daß ihn eine Gemüthsunruhe eben ſo ſtark quälte, als die Krankheit. Er bat ſeine Frau oft mit Thränen, daß ſie ihn verlaſſen ſollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das ſie mit Carlſonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann ſollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Troſt zuſprechen. Er wollte getröſtet ſeyn, und wir wuſten doch nicht, was ihn beunruhigte, viel weniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende ſchien immer näher herbey zu kommen, und die Aerzte ſelbſt kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beyde plötzlich zu ſich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fing er mit gebrochenen und erpreßten Worten an, ſich und die Liebe auf das abſcheulichſte zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte ſich den größten Miſſethäter, den die Welt geſehen hätte. Ich bin,

bin, ſchrie er, Carlſons Mörder. Ich hab ihm mit eigner Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unſinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verlohren. Ich ſehe ihn, ich ſehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Mann redte ihm zu, er ſollte ſich beſinnen, er würde in einer ſtarken Phantaſie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es iſt mehr als zu gewiß. Mein Gewiſſen hat mich lange gnug gemartert. Ich bin der Mörder meines beſten Freundes; ich Barbar! ich Böſewicht! Carlſon beſſerte ſich nach dem Abſchiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir ſchon Hoffnung auf ſeinen Tod und auf Marianen gemacht hatte, ſo brachte ich ihm Gift bey. Mein Mann nahm alle ſeine Vernunft und Religion zu Hülfe, und ſuchte dieſem Unglückſeligen damit beyzuſtehen. Seine Verzweiflung wollte ſich nicht ſtillen laſſen. Er verlangte Marianen noch einmal zu ſehen, und ihr ſeine Bosheit ſelbſt zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen dieſe That nicht offenbaren ſollte; er würde ſeinem Gewiſſen dadurch nichts helfen, und durch ſein Bekenntniß nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe ſie gerufen ward. Dormund redte ſie an; Allein ſie hörte und ſah vor Wehmuth nicht. Er nahm ſie bey der Hand, und wollte das entſetzliche Bekenntniß wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fingen an zu beten und zu ſingen.

gen. Doch er ſchrie nur deſtomehr. Mariane mußte es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte ſeinen Mord umſtändlich. Er berief ſich auf den Regimentsfeldſcheerer und auf den Feldmedicum, die Carlſonen, weil er es befohlen, nach ſeinem Tode geöffnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daß er ſich ſelbſt damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raſerey. Sie ſtieß die grauſamſten Namen wider ihn aus. Wir mußten ſie endlich mit Gewalt bey Seite bringen. Er ſchlief zween Tage und Nächte nach einander, ohne ſich zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiß, daß er nicht wieder aufwachen würde; allein er erholte ſich. Wir kamen zu ihm. Wir mußten ihn als einen Mörder haſſen; doch die allgemeine Menſchenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor, und bat uns mit tauſend Thränen um Vergebung. Er verſicherte uns, wenn er leben bliebe, daß er uns nicht zum Entſetzen vor den Augen herum gehen, ſondern ſich den entlegenſten Ort zu ſeinem Aufenthalte, und zur Reue über ſeine Schandthat ausſuchen wollte. Er bat, daß wir ihm Marianen nicht möchten wieder ſehen laſſen. Dieſe war auch ſchon in unſrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu tröſten, und konnten Dormunden in zween Tagen nicht beſuchen. Doch hörten wir, daß es ſich beſſerte. Mein Mann gieng den dritten Tag zu ihm. Allein Dormund

war

war fort, und hatte folgenden Brief an ihn zurück gelaſſen:

Ich gehe, ſo weit als mich die Rache des Himmels kommen läßt. Mariane ſoll mich nicht wieder ſehen. O Gott, wozu kann einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich will lieber alles ausſtehen, als dieſen Mord durch einen Selbſtmord häufen. Verfluchen ſie mein Gedächtniß in ihrem Herzen. Ich bin es werth; doch entdecken ſie meine Schande der Welt nicht. Ich bin beſtraft genug, daß ich Marianen und ihre großmüthigen Freunde verlaſſen muß. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter iſt. Mein zurückgelaſſenes Vermögen ſoll Marianen. Wollte ihnen doch Gott die Freundſchaft vergelten, die Sie mir in meiner Krankheit erwieſen haben! Doch Sie haben ſie ja einem Unmenſchen erwieſen. Ich bin nicht werth, daß Sie mich bedauern. Ach die unglückſelige Mariane!

Dormund war fort, ohne daß wir wußten, wohin. Unſere Mariane war in eine ordentliche Schwermuth gerathen. Sie weinte Tag und Nacht, und wir mußten ihr auf einmal zwo Adern ſchlagen laſſen. Sie ſchlief in meiner Stube, und verſicherte mich, daß ihr viel beſſer zu Muthe wäre,

re, und daß ſie dieſe Nacht wohl zu ſchlafen hoffte. Der Morgen wies dieſe Prophezeyung aus. Ich warf kaum die Augen auf ihr Bette, ſo ſah ich ganze Ströme Blut davon herunter laufen. Was konnte ich anders vermuthen, als daß ihr die Adern im Schlafe aufgegangen ſeyn würden? Mariane lag in einem fühlloſen Schlummer, oder vielmehr in einer Ohnmacht. Ich ſchrie nach Hülfe, und wir banden ihr die Adern zu. Das entſetzlichſte war, daß die Binden nicht abgefallen, ſondern mit Fleiß aufgemacht zu ſeyn ſchienen. Mariane kam gegen Abend etwas wieder zu ſich. Sie geſtund, daß ſie die Binden, aus Luſt zum Tode, ſelbſt aufgemacht hätte, und wünſchte nichts mehr, als daß ihr Ende bald da ſeyn möchte. Sie küßte mich und ſank, ohne ein Wort weiter zu reden, in einen Schlummer, und in etlichen Stunden darauf war ſie todt.

Mir ging es, wie denen Leuten, die in einer Gefahr heftig verwundet werden, und es doch nicht eher fühlen, bis ſie aus der Gefahr ſind. So bald Mariane todt war, ſo ging erſt meine Marter an. Ich hätte mir lieber die Schuld von ihrem Tode beygemeſſen, weil ich dieſelbe Nacht nicht genauer auf ſie Achtung gegeben hatte. Allein welche menſchliche Klugheit kann alles voraus ſehen! Ich hatte Marianen in der That zur Heirath mit Dormunden gerathen. Ich ſah, daß dieſer Mann Schuld an ihrem Selbſtmorde

war.

war. Ich dachte an Marianens Schickſal in der andern Welt. Und ich würde noch tauſendmal mehr ausgeſtanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verſtattet hätte, ſie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaßner, als ich. Ich weis nicht, wem ſie ihren Beyſtand zu danken hätte; vermuthlich der Religion. Sie ſah alles für ein Verhängniß an, deſſen Urſachen ſie nicht ergründen könnte. Sie tröſtete ſich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es iſt gewiß, daß der Beyſtand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer beſſern Welt: ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich aufrichten ſollen.

Unſer Unglück ſchien nunmehr beſänftiget zu ſeyn. Wir ſchmeckten die Ruhe eines ſtillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehrten zu unſern Büchern zurück, und die Liebe verſüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangnen ihre Stärke. Mein Mann ſchrieb um dieſe Zeit ein Buch: Der ſtandhafte Weiſe im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode ſtarb unſer Wirth, und ſeine Frau hatte auch bereits die Welt verlaſſen. Dieſer Todesfall machte eine große Veränderung in unſern Umſtänden. Wir mußten unſre Capitale übernehmen, die durch Vormund Verlaſſenſchaft

ſehr hoch angewachſen waren. In der That war dieſes eine große Laſt für uns. Weder ich noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeſchenkt, als daß wir es in unſerer Verwahrung hätten behalten ſollen. Andreas, Carolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir ſchenkten ihm einige tauſend Thaler, und von dem übrigen Gelde bothen wir ihm die Hälfte in ſeine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorſichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme iſt: ſo muß ich ſagen, daß wir oft nachläßig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtſchaffner Mann war, der das Geld nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort galt bey meinem Manne ſo viel als ein Wechſel. Wir haben in der That auf dieſe Art viel Geld eingebüßt; aber wir ſind niemals darum betrogen worden. Unſere Schuldner hatten ein gutes Herz; aber wenig Glück. Sie wollten gern wieder bezahlen, je mehr ſie unſere Dienſtfertigkeit ſahen. Und ſie machten uns durch ihre Aufrichtigkeit freygebig, wenn wir es auch von Natur nicht geweſen wären. Man glaubt es kaum, was es für ein Vergnügen iſt, wenn man wackern Leuten dienen kann. Und es gehört, wie mich deucht, weit mehr Ueberwindung dazu, das Vermö-

gen zu dienen zurück zu halten, als es zu befriedigen.

Endlich verlieſſen wir aus verſchiedenen Urſachen Amſterdam, und wandten uns mit unſerer Tochter, nebſt Carolinen und Carlſons Tochter, nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unſer verſtorbener Wirth hatte uns bey ſeinem Tode ſeine Tochter, als die unſrige, anbefohlen. Dieſe nahmen wir alſo mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amſterdam in guten Händen. Dieſes Frauenzimmer, welches nunmehr etwan funfzehn Jahre alt war, ſah eben nicht ſchön aus; ſie hatte aber ſehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daß ſie ſich einbildete, gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein ſchönes Frauenzimmer, das nicht artig iſt, oder ein artiges, das nicht ſchön iſt, lieben ſoll: ſo wird man ſich leicht für das letzte entſchlieſſen. Ich kann ohne Praleray ſagen, daß ich dieſes Kind, welches Florentine hieß, meiſtens erzogen hatte. Und wenn ich geſtehe, daß ſie außerordentlich viel Geſchicklichkeit beſaß, ſo will ich nicht ſagen, daß ich ſie ihr beygebracht, ſondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe, ſich ſolche zu erwerben. Sie hatte Carolinen und dem Umgange mit meinem Manne ſehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannsperſonen, als unter ihrem Geſchlechte aufgewachſen. Dieſes halte ich alle-

mal für ein Glück bey einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr iſt, daß die Mannsperſonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden; ſo iſt es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Geſellſchaft klug und geſetzt werden. Ich meyne aber gar nicht ſolche Mannsperſonen, die insgemein für galant ausgeſchryen werden, und die ſich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand von nichts als einer abgeſchmackten Liebe ſagen. Solche Leute müſſen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daß eine junge Schöne keine Närrinn werden ſoll. Mir wäre es am wenigſten zu vergeben geweſen, wenn ich Florentinen nicht ſo wohl erzogen hätte, als es ſeyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und ſeit ihrem ſiebenten Jahre faſt beſtändig um ſie geweſen war. Ihre guten Eigenſchaften machten ſie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchſten Ehrenſtellen bekleidete, und an dem ſein Stand noch das wenigſte war, was ihn groß und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unſerer Florentine ein andermal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag, ſo lief ein Schiff aus Rußland mit Waaren für unſern Andreas ein. Er bat uns, daß

wir mit an Bord gehen, und die Ladung anſehen möchten. Wir ließen uns dieſen Vorſchlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Period aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher geſagt habe. Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich ihn beſchreibe; ſo ſehr weigert ſich mein Herz, die Vorſtellung einer Begebenheit in ſich zu erneuern, die ihm ſo viel gekoſtet hat. Ich weis, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen iſt, wenn man ſo erzählt, daß die Leſer nicht die Sache zu leſen, ſondern ſelbſt zu ſehen glauben, und durch eine abgenöthigte Empfindung ſich unvermerkt an die Stelle der Perſon ſetzen, welcher die Sache begegnet iſt. Allein ich zweifle, daß ich dieſe Abſicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich geſagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf Deutſche Reiſende auf demſelben, und auch etliche Ruſſen. Dieſe ſtiegen in unſerm Angeſichte ans Land, und gratulirten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft ſeines Schiffes, weil ſie hörten, daß er der Herr davon war. Andreas, der die See ſtets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite, und bat ihn, daß er wieder zurück fahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, ſo

kömmt einer von den Paſſagieren auf mich zuge-ſprungen, umarmet mich, und ruft: Ja, ja, ſie ſind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; aber ſie ſind meine liebe Gemahlinn. Er drückte mich einige Minuten ſo feſt an ſich, daß ich nicht ſehen konnte, wer mir dieſe Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unſinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber ach Himmel, wen ſah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in Ruſſiſcher Kleidung, meinen erſten Mann, den ich zehn Jahr für todt gehalten hatte. Ich kann nicht ſagen, wie mir ward. So viel weis ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf ſtund und weinte. Er erblickte endlich ſeinen ehemaligen Freund, als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beiden habe ich kein Wort gehört, oder vor Beſtürzung nichts verſtehen können. Unſer Wagen hielt gleich neben uns. Nach dieſem lief ich zu, ohne meine beiden Männer mit zu nehmen, aber beide folgten mir nach. Ich umarmte den Grafen unzähligemal in dem Wagen; was ich ihm aber geſagt habe, das iſt mir unbekannt. Wir waren nunmehr in unſerer Behauſung, und ich fieng an, mich wieder ſelber zu verſtehn. Mein Graf bezeigte eine unendliche Zufriedenheit, daß er mich wieder gefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigſten vermuthet. Er ſagte mir wohl tauſendmal, daß ich noch eben ſo lie-

bens-

benswürdig wäre, als da er mich verlaſſen hätte. Sein Vergnügen war um deſto ſtärker, weil er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir eben ſo wenig gewußt, als ich von ſeinem Leben. Herr R = = hatte uns verlaſſen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren alſo ganz allein. Mein Graf erzählte mir ſein gehabtes Schickſal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wiſſen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen, antworten. Liebe und Scham machten mich ſprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefunden, den ich ausnehmend liebte, und einen ſollte ich verlaſſen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man wiſſen will, was es heißt, von zween Affekten zugleich beſtürmt zu werden, von denen einer ſo groß, als der andere iſt. Mein Gemahl muthmaßte aus meiner Wehmuth etwas widriges für ſich. Er hielt noch inſtändiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken, und ihm ſein Glück oder Unglück wiſſen laſſen ſollte. Aber umſonſt. Was konnte ich ihm ſagen, wenn ich nicht ſagen wollte, daß ich verheirathet wäre? Ich ſchwieg, ich ſeufzte; doch dieſes war genug geſagt. Sind ſie nicht mehr meine Gemahlinn? fieng er an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als dieſe Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine klei-

ne Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer, und vermehrte meine Beſtürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, vor welchem ich zitterte. Sie ſah mich weinen; ſie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, fieng ſie an, daß ſie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts gethan. Mein Gott, ſprach der Graf zu mir, ſie ſind verheirathet! Ich unglückſeliger Mann! Habe ich ſie darum wieder finden müſſen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer iſt denn ihr Gemahl? Sagen ſie mirs nur. Ich will ſie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will ſie gleich verlaſſen. Sie ſind mir nicht untreu geworden. Sie haben mich für todt gehalten. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Niemand iſt an meinem Unglücke Schuld, als das Verhängniß. Vielleicht iſt dieſes die Strafe für die Liebe mit Carolinen. Ueberwinden ſie ſich und reden ſie mit mir, fuhr er fort. Ich kann es von niemanden, als von ihnen anhören, wer ihr Mann iſt. Ich ſprang von dem Stuhle auf, und fiel ihm in die Arme, aber ich ſagte noch kein Wort. Nein, fieng er an, erweiſen ſie mir keine Zärtlichkeiten. Ich verdiene ſie, das weis mein Herz; aber ihr itziger Ehegemahl kann ihre Liebe allein fordern, und ich muß dem Schickſale und der Tugend mit meiner Liebe weichen. Durch dieſes Geſtändniß

brach-

brachte er mich nur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das kleine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht herein käme? er iſt ja mit ihnen in dem Wagen gekommen, hub ſie an. Er iſt in ſeiner Stube und weint. Alſo, fieng der Graf zu mir an, iſt mein liebſter Freund ihr Gemahl? Dieſes macht mein Unglück noch erträglich. Darauf bat er meine kleine Tochter, daß ſie ihren Papa rufen ſollte. Allein er kam nicht, ſondern ſchickte durch eben dieſes Kind dem Grafen ein franzöſiſch Billet von dieſem Innhalte.

Mein lieber Graf,

Sie dauern mich unendlich. Ich habe ſie durch die unſchuldigſte Liebe ſo ſehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind geweſen wäre. Ich habe Ihnen Ihre Gemahlinn entzogen. Können Sie dieſes wohl von mir glauben? Der Irrthum, oder vielmehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat mir den erlaubten Beſitz ihrer Gemahlinn gegönnt; Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das ſonſt ſo tugendhafte Band. Sie ſind zu großmüthig, und wir zu unſchuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Haſſe beſtrafen ſollten. Unſere Unſchuld verringert Ihr Unglück; allein ſie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu beſtrafen iſt, daß ich fliehe. Ich verlaſſe Sie, liebſter Graf, und werde mich zeitlebens vor mir ſelber ſchämen. Wollte Gott, daß ich durch meine Abweſenheit und durch die

Marter, die ich ausſtehe, Ihren Verluſt erſetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen dieſen Brief bringt, damit ſie das traurige Merkmal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Iſt es möglich, ſo denken Sie bey dieſem Briefe zum letztenmale an mich. Sie ſollen mich nicht wieder ſehen.

Der Graf verließ mich, ſo bald er dieſen Brief geleſen hatte, und ſuchte meinen Mann. Doch er war fort, und niemand wußte, wohin. Dieſe Nachricht ſetzte mich in eine neue Beſtürzung. Mein ganzes Herz empörete ſich. Ich hatte meinen erſten Mann wiedergefunden. Ich wußte, daß ich ſie beide nicht beſitzen konnte; allein, welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grauſamſte Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen ſollte. Ich gehörte dem letzten ſo wohl, als dem erſten zu. Und nichts war mir entſetzlicher, als einen von beiden zu verlaſſen, ſo gewiß ich auch von dieſer Nothwendigkeit überzeugt war. Der Herr R = = war indeſſen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er ſeinen Freund wieder ſähe. Er ſchickte ſo gleich nach dem Hafen, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen ſollte. Ich hatte ihm indeſſen erzählt, daß ich den Herrn R = = freywillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich ſeine großmüthige Freundſchaft nicht beſſer zu belohnen gewußt hätte,

te, als durch die Liebe. Ich weis genug, fieng der Graf an, weder ſie noch mein Freund haben mich beleidiget. Es iſt ein Schickſal, das wir nicht erforſchen können. In wenig Stunden kam Herr R = = zurück. Er war ſchon im Begriffe geweſen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichſte, daß er ihn wieder hätte zurück rufen laſſen. Ich will nichts als Abſchied von ihnen nehmen, fieng er an, von ihnen, und ihrer Gemahlinn. Gönnen ſie mir dieſe Zufriedenheit noch, es wird gewiß die letzte in meinem Leben ſeyn. So gleich nahm er mich bey der Hand, und führte mich zu dem Grafen. Hier, ſprach er, übergebe ich ihnen meine Gemahlinn, und verwandle meine Liebe von dieſem Augenblicke an in Ehrerbietung. Hierauf wollte er Abſchied nehmen; doch der Graf ließ ihn nicht von ſich. Nein, ſagte er, bleiben ſie bey mir. Ich fange auf ihr Verlangen mit meiner Gemahlinn die zärtlichſte Ehe wieder an. Sie iſt mir noch ſo koſtbar, als ehedem. Ihr Herz iſt edel und beſtändig geblieben. Sie hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Nein, mein lieber Freund, bleiben ſie bey uns. Wollen ſie mich etwan darum verlaſſen, daß ich nicht eiferſüchtig werden ſoll, ſo beleidigen ſie die Treue meiner Gemahlinn und mein Vertrauen. Bitten ſie ihn doch, Madame, fieng er zu mir an, daß er bleibt. Ich hatte kaum ſo viel Gewalt über mich, daß ich zu ihm ſagte: Warum wol-

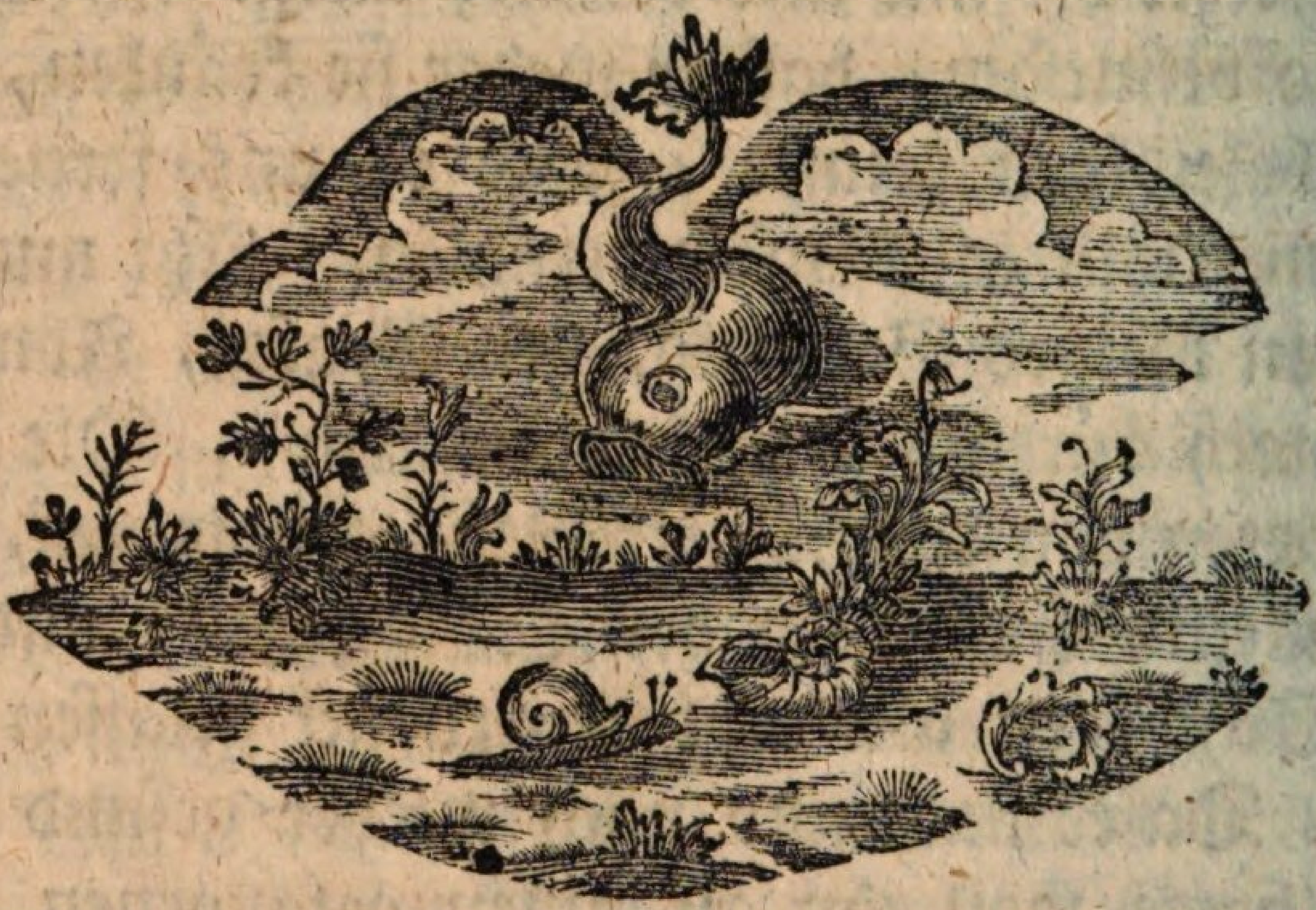
len ſie uns verlaſſen? Mein lieber Gemahl bittet ſie ja, daß ſie hier bleiben ſollen. Und ich müßte ſie niemals geliebt haben, wenn mir ihre Entfernung gleichgültig ſeyn ſollte. Bleiben ſie wenigſtens in Amſterdam, wenn ſie nicht in unſerm Hauſe bleiben wollen. Ich werde ſie lieben, ohne es ihnen weiter zu ſagen, und ob ich gleich aufhören werde, die ihrige zu ſeyn, ſo unterſagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, ihnen beſtändig Zeichen der Hochachtung und Freundſchaft zu erkennen zu geben. Er blieb auf unſer Bitten auch wirklich in Amſterdam. Er ſpeiſte oft mit uns, und ſeine Aufführung war ſo edel, als man nur denken kann. Wenn auch ich weniger tugendhaft geweſen wäre, ſo hätte mich doch ſein großmüthiges Verlangen tugendhaft erhalten müſſen. Er that gar nicht, als ob er jemals mein Mann geweſen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Mine durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, ſo gieng er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundſchaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des ſeinigen. Er war oft ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, daß ich ſo viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weis, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein ſtummes Bekenntniß von meiner

Liebe

Liebe gethan habe; ſo gewiſſenhaft ich auch mit ihm umgieng, und ſo ſehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erſtaunte der Graf ſehr. Er hätte es lieber geſehen, wenn ſie unſre Wohnung verlaſſen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Geſellſchaft nicht entziehen ſollte. Können ſie meiner Tugend trauen, ſagte ich zu ihm, ſo müſſen ſie wiſſen, daß ich der ihrigen gewiß bin. Das Schickſal der beiden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeſchlagen machte. Er führte ſich indeſſen gegen Carolinen ſehr liebreich auf. Er ſcherzte oft mit uns beiden; allein ſein Scherz war ſo behutſam, daß er weder ſie kränken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abweſenheit noch kürzlich ſo viel erwähnen. Die Ruſſen hatten von dem Dorfe Beſitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zurück gelaſſen worden. Da er nach und nach wieder geſund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Officier mit nach Rußland geſchickt. Er hatte ſeinen Namen aus Furcht, daß man ihn deſto eher an die Schweden ausliefern möchte, verſchwiegen, und ſich für eiuen Capitain ausgegeben. Seine erlittnen Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre

in Siberien hat zubringen müſſen, damit will ich die Fortſetzung von meiner Geſchichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausſtehen müſſen. Er ſtarb. = = Doch ich will itzt nichts mehr ſagen.

Ende des erſten Theils.



Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

Leben der schwedischen Gräfin von G***

Bd.: 1

Leipzig 1763

P.o.germ. 436-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108582-2
VD18 80000452-001